

Impressum

Herausgeber Technische Universität Kaiserslautern
Fachbereich Sozialwissenschaften
Fachgebiet Pädagogik
Seniorprofessor Dr. Dr. h.c. Rolf Arnold
67663 Kaiserslautern
www.sowi.uni-kl.de/paedagogik

Layout *isi*communications, 67705 Trippstadt

Gesamtherstellung Technische Universität Kaiserslautern
Hauptabteilung 5
Abteilung 5.6 Foto-Repro-Druck
67663 Kaiserslautern

Erscheinungsjahr Kaiserslautern 2020

ISSN 1868-7571

**Pädagogische Materialien
der Technischen Universität Kaiserslautern**

Isa-Dorothe Eckstein

Stefan Seckinger

Eckart Stief

(Hrsg.)

Kaiserslauterer Universitätspredigten

2017 - 2020

Kaiserslautern 2020

Inhalt

Geleitwort	03
Seniorprofessor Dr. Dr. h.c. Rolf Arnold	
Auf ökumenischem Weg	05
Dr. Isa-Dorothe Eckstein - im Gespräch mit Hochschulpfarrer DDr. Stefan Seckinger und Studierendenpfarrer Eckart Stief	
Glaube	
„Wunderbar sind deine Werke“	13
50 Jahre Universität Kaiserslautern Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann Kirchenpräsident Dr. h.c. Christian Schad Universitätspräsident Prof. Dr. Arnd Poetzsch-Heffter	
„Hochschulen und Kirchen. Brennpunkte der Gesellschaft“ (Thesen)	25
Domdekan Dr. Christoph Maria Kohl	
„Ruf mich an!“ – Kommunikation mit Gott	29
Bundesstudierendenpfarrerin Corinna Hirschberg	
„Glaube, Wissen, Wahrheit – kann Naturwissenschaft alles erklären?“	35
Prof. Dr. Georg von Freymann	
„Luther 2017“	43
Studierendenpfarrer Eckart Stief	
„Die Zukunft der Kirche in Deutschland – pastorale Herausforderungen“	51
Hochschulpfarrer DDr. Stefan Seckinger	
„Stadt und Kirche im 21. Jahrhundert“	61
Das Glaubensbekenntnis eines Kommunalpolitikers Oberbürgermeister der Stadt Kaiserslautern Dr. Klaus Weichel	

Liebe

- „Gelebte Diversität und Internationalität“ 73
Universitätspräsident Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut J. Schmidt
- „Zivilcourage“ 85
Rundfunkbeauftragter i.R. Pfarrer Hermann Preßler
- „Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ 97
Sorge für Universität, Gesellschaft und Kirche
Kuratoriumsvorsitzender der TUK Dr. Dieter Wagner
- „Ihr aber lasst’s euch nicht verdrießen, Gutes zu tun“ 107
Vorsitzender der Indonesischen Bibelgesellschaft (IBS)
Dr. Ishak P. Lambé
- „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“ 117
Die Goldene Regel – über Religionen und Kulturen hinweg
Seniorprofessor Dr. Mathias Montenarh

Hoffnung

- „Was bleibt?“ 127
Prof. em. Dr. Dr. h.c. Helmut Neunzert
- „Regionalentwicklung in der Perspektive
christlich-kirchlichen Lebens“ 139
Univ.-Prof. Dr. Gabi Troeger-Weiß
- „Lass dir nicht grauen“ 151
Studierendenpfarrer Eckart Stief
- „Wer sind wir?“ – 200 Jahre pfälzische Kirchenunion 157
Akademiedirektor Dr. Christoph Picker
- „Kirche weltweit – Lernen aus Indonesien“ 163
Ökumenischer Mitarbeiter der EMS Dr. Diks Pasande

„Das verlorene Paradies“ Pfalztheaterschauspielerin Hannelore Bähr und Studierendenpfarrer Eckart Stief	169
---	-----

... Addendum

„Naturwissenschaft und Glaube – Physik und die Frage nach der Religion“ Prof. Dr. Burkard Hillebrands	181
---	-----

Rednerinnen und Redner	193
-------------------------------	-----

Geleitwort

Der vorliegende, von Isa-Dorothe Eckstein, Stefan Seckinger und Eckart Stief herausgegebene Band der Kaiserslauterer Universitätspredigten ist bereits die fünfte Veröffentlichung dieser Art, die in der Reihe der Pädagogischen Materialien der TU Kaiserslautern (TUK) erscheint.

Wie die vorangegangenen Sammlungen bietet auch dieser Band einmal mehr die Möglichkeit, kurz innezuhalten, fernab der Hektik des Alltags zu kontemplieren, kritisch zu reflektieren und sich tiefergehenden Fragen des Lebens zu widmen.

Die hier gesammelten Predigten und Kanzelreden der Universitäts-gottesdienste aus den Jahren 2017 bis 2020 sind unter den Stichpunkten Glaube, Liebe, Hoffnung vereint – den zentralen christlichen Tugenden, denen sich auch das ESG-Zentrum und die KHG Kaiserslautern an der TUK nun seit bereits fünfzig Jahren verschrieben haben.

Mit ihren zahlreichen Angeboten zum interreligiösen wie auch interkulturellen Dialog setzen ESG und KHG – gerade auch in den heutigen Zeiten – wichtige Akzente und ermöglichen Orientierung.

Hierfür möchte ich den Hochschulgemeinden Anerkennung und einen großen Dank aussprechen.

Ihnen, liebe Leserinnen und Lesern, wünsche ich nun mit dem Band möglichst viele neue Anregungen, Einsichten und Erkenntnisse.

Seniorprofessor Dr. Dr. h.c. Rolf Arnold

Kaiserslautern, Oktober 2020

Auf ökumenischem Weg

Dr. Isa-Dorothe Eckstein –
im Gespräch mit Hochschulpfarrer DDr. Stefan Seckinger
und Studierendenpfarrer Eckart Stief

Isa-Dorothe Eckstein: Mit dem Auflegen der „Kaiserslauterer Universitätspredigten“ werden die gehaltenen Universitätspredigten und Kanzelreden publiziert. Auf diesem Wege wird mit der interessierten Leserschaft ein Dialog über theologische und gesellschaftsrelevante Themen geführt, es wird mit dem bereits 5. Band auch einer längeren Tradition gefolgt...

Eckart Stief: Band 1 der Universitätspredigten erschien 2007 – die erste abgedruckte Kanzelrede ist von Pfalzgaleriesdirektorin Dr. Britta E. Buhlmann, „Freundschaft im Alltag“, gehalten worden in 2003. Drei Punkte werden hier sogleich deutlich:

1. Es kommen nicht nur Kirchenfunktionäre zu Wort, sondern auch engagierte Laiinnen und Laien – gleich welcher Konfession.
2. Die Themenpalette ist breit und lebensweltbezogen.
3. Universitätsgottesdienste schlagen eine Brücke von Campus zu Stadt.

Gottesdienste dieser Art, akademische Gottesdienste, haben in vielen Unistädten in der Tat eine lange Tradition. Meist werden sie von den Unis selbst durchgeführt, verantwortlich dafür sind dann theologische Fakultäten. Die gibt es an unserer TUK nicht, deshalb übernehmen die kirchlichen Hochschulzentren die Aufgabe – seit 2018 liturgisch gemeinsam vom evangelischen Studierendenpfarrer und katholischen Hochschulpfarrer verantwortet.

Und das müssen wir hervorheben: sie werden stets in besonderer Weise musikalisch mitgestaltet – meist durch Chöre oder Gruppen der Universität.

Isa-Dorothe Eckstein: In Zeiten der Digitalisierung werden Kanzelreden und Predigten in einem Buch veröffentlicht. Wie wichtig er-

scheint dieses Format für die universitäre Darlegung und Auseinandersetzung mit reflexiven Fragestellungen aus Kirche, Politik, Kultur und Wissenschaft?

Stefan Seckinger: Die Kanzelreden sind auch digital abrufbar. Aber die Printausgabe in der Reihe der „Pädagogischen Materialien“ verdeutlicht zum einen, dass wir unsere Universitätsgottesdienste als Hochschul- bzw. Studierendengemeinde mit namhaften Kanzelrednerinnen und Kanzelrednern sowohl als Beitrag zum universitären Leben wie auch als Teil davon verstehen. Zudem ist es Interessierten zuweilen lieber, Texte (auch) in gedruckter Form lesen zu können.

Mit dem nun erscheinenden 5. Band der Predigtreihe bietet sich außerdem eine gute Gesamtübersicht – und die Reihe soll ja fortgesetzt werden. Nicht zuletzt lebt eine Predigt bzw. Kanzelrede von der physischen Präsenz, der sinnlichen Erfahrung. Der Computer kann nach meinem Empfinden die gedruckte Form oder gar ein Buch, das ich weitergeben kann, in dem ich blättere oder meine Anmerkungen ergänze, nicht ersetzen – wobei natürlich auch die gedruckte Form den erlebten Vortrag nicht ersetzen kann und will.

Isa-Dorothe Eckstein: Nach Jahren des Nebeneinanders gelang durch persönliches Zusammenwirken ein wunderbar ökumenisches Miteinander, in dem auch die regelmäßigen Universitätsgottesdienste verortet sind. Nicht nur aufgrund des Positionspapiers „Religion an der Hochschule“ wächst die Bedeutung der Ökumene und des interreligiösen und interkulturellen Dialogs auch am Hochschulstandort Kaiserslautern.

Als lebendige Gemeinde auf dem Campus bieten evangelische und katholische Hochschulgemeinde gemeinsam ein umfängliches, vielschichtiges und international geprägtes Angebot kirchlicher Bildung und Begegnung an der Hochschule an und sind Segensorte junger Christ*innen.

Diese positive und fruchtbare Zusammenarbeit spiegelt sich in den Beiträgen dieser aktuellen Ausgabe der „Kaiserslauterer Universitätspredigten“ wider. Wird sich mit dem Ausscheiden von Eckart Stief ein

möglicher Blickwechsel abzeichnen und sich in weiteren Publikationen niederschlagen?

Eckart Stief: Die fruchtbare Zusammenarbeit kann nicht nur innerkirchlich bzw. ökumenisch gewürdigt werden – das natürlich auch: wir sind hier auf dem Campus in Sachen Ökumene dank der theologischen und interreligiösen Aufgeschlossenheit Stefan Seckingers sehr weit gekommen – aber noch nicht am Ziel.

Die Zusammenarbeit betrifft schließlich auch die Universität selbst, sie ist vertrauensvoll und offen. Wo kommt es vor, dass Universitätspredigten und Kanzelreden in einer wissenschaftlichen Reihe des Fachgebiets Pädagogik von der Universität selbst veröffentlicht werden? Dank an dieser Stelle dem unermüdlichen Erziehungswissenschaftler und Erwachsenenbildner Prof. Dr. Rolf Arnold, ohne den die Universitätspredigten nicht erschienen wären. Dank auch an die Hochschulleitung, namentlich an den bis Sommersemester 2020 amtierenden TUK-Präsidenten Prof. Dr. Helmut J. Schmidt, der stets die Finanzierung ermöglichte.

Dank aber ganz besonders an die von uns angesprochenen Hochschullehrerinnen und -lehrer, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die immer die Herausforderung angenommen haben, in einem Universitätsgottesdienst zu reden – und damit ihre eigene Kirchlichkeit auf den Prüfstand zu stellen.

Stefan Seckinger: Ich freue mich sehr auf die Zusammenarbeit mit der neuen evangelischen Kollegin.

Eckart Stief hat die evangelischen Universitätsgottesdienste vor vielen Jahren auf den Weg gebracht. Ich weiß noch, wie ich nach meinem ersten Eindruck in der Friedenskirche sagte: „Das geht auch ökumenisch!“

Die Anwesenden haben damals spontan applaudiert und so ihre Zustimmung geäußert.

Ich persönlich finde den Ort, die Friedenskirche, und das Format (in Anlehnung an einen evangelischen Sonntagsgottesdienst) sehr passend. Ich fühle mich als katholischer Seelsorger hier nicht als Gast, sondern zu Hause!

Eckart Stief: Mit gefällt die Beschreibung „sich zu Hause fühlen“, lieber Stefan, so soll es sein.

Eingeladen sind nicht nur Studierende – diese lassen sich eher durch andere Angebote im ESG/KHG-Semesterprogramm ansprechen –, sondern vor allem Lehrende und Mitarbeitende der Universität. Gerade die Gruppe der Emeriti fällt auf. Natürlich sind immer auch Interessierte aus Kirchengemeinden und der Stadt willkommen.

Isa-Dorothe Eckstein: „Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei...“ – aus dem 13. Kapitel des 1. Korintherbriefs des Paulus von Tarsus sind die eingerichteten und betitelten Themenschwerpunkte des vorliegenden Sammelbandes entnommen.

Welche Hoffnungen und Visionen hegen Sie beide für eine nachhaltige Weiterentwicklung der gelebten Ökumene am Hochschulstandort Kaiserslautern? Wie wollen die Hochschulgemeinden zukünftig wahrgenommen werden?

Stefan Seckinger: Hochschuleseelsorge sollte sich nicht nur an der Logik der Kirchen orientieren, sondern vor allem auch an jener der Hochschule. Ich glaube, Hochschulleitungen schätzen dann unsere Arbeit, wenn wir ökumenisch, interreligiös und interkulturell aufgeschlossen sind. Religiöse Positionen sind nicht nur Teil der Gesellschaft, sondern auch Bestandteil der Diversität einer Universität bzw. Hochschule.

Wir wollen als ESG-Zentrum und KHG gemeinsam dem Anliegen der interreligiösen Verständigung und interkulturellen Kompetenz seitens aller, die an einer Hochschule studieren, lehren und arbeiten, dienen. Das ist eine Vision, die wir mit vielen anderen (übrigens auch Nichtchristen) teilen. Glaubwürdig sind wir dabei aber nur, wenn die Menschen wahrnehmen, dass zunächst die christlichen Konfessionen hier ein gutes Miteinander haben.

Eckart Stief: Hoffnungen und Visionen von Hochschuleseelsorge bzw. Hochschulpastoral haben zwei Bezugspunkte, zunächst kirchlich und andererseits hochschulbezogen.

Es ist zu wünschen, dass kirchenleitende Ebenen – sei es in Landeskirche oder Bistum – weiterhin die Arbeit unterstützen, weil hier junge intelligente Menschen angesprochen und begleitet werden, die sonst kaum zu erreichen sind, und weil unabhängig von Nationalität oder Religionszugehörigkeit Zuwendung in Form von Seelsorge und Beratung geschieht.

Wertschätzung wird dadurch deutlich, dass im Oktober 2020 ein ökumenischer Festgottesdienst zum 50-jährigen Bestehen der Universität und der Hochschulgemeinden mit Universitätspräsident Prof. Dr. Poetzsch-Heffter, Kirchenpräsident Dr. h.c. Schad und Bischof Dr. Wiesemann stattfand, der aufgrund der Corona-Krise in den Frühherbst verschoben wurde.

Bezogen auf Universität und Campus werden Herausforderungen in der Zukunft die weitere Ausgestaltung der ökumenisch-interkonfessionellen Zusammenarbeit sein, die Errichtung eines seit einiger Zeit diskutierten interkulturellen Zentrums mit einem interreligiösen Raum der Stille auf dem Universitätsgelände und die Vertiefung des Dialogs mit Hochschuleinrichtungen und Hochschulgruppen – nicht nur den religiösen.

Isa-Dorothe Eckstein: Besten Dank!

| Glaube
|
|

„Wunderbar sind deine Werke“

50 Jahre Universität und Hochschulgemeinde

Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann

Kirchenpräsident Dr. h.c. Christian Schad

Universitätspräsident Prof. Dr. Arnd Poetzsch-Heffter

| Gespräch im Universitätsgottesdienst am 11. Oktober 2020

Guten Morgen! Mein Name ist Omar Alali, Referent im AStA für Internationalität. Ich bin seit 2016 Student an der TU Kaiserslautern im Bereich Bauingenieurwesen und jetzt im 10. Semester.

Die erste Frage geht an Bischof Dr. Wiesemann: Wie sehen Sie die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung, welche großen Herausforderungen nehmen Sie wahr?

Bischof Dr. Wiesemann: Ich glaube, Papst Franziskus hat die zentrale Herausforderung unserer Zeit mit seiner letzten Enzyklika über die „Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft“ auf den Punkt gebracht. Nach den verheerenden Weltkriegen im letzten Jahrhundert und ihrem Übermaß an Zerstörung des Humanums in den Millionen von Opfern und durch nationalistischen und rassistischen Wahn Verfolgten und Ermordeten gab es einen Kairos, eine offene Zeit für die große Menschheitsvision der Versöhnung, des friedlichen Miteinanders der Weltgemeinschaft, der Integration aller in dem gemeinsamen Haus Erde. „Jahrzehntelang“, so schreibt der Papst, „schien es, dass die Welt aus so vielen Kriegen und Katastrophen gelernt hätte... So ist zum Beispiel der Traum eines geeinten Europas vorangeschritten, der fähig war, die gemeinsamen Wurzeln anzuerkennen und sich zugleich über die in ihm wohnende Verschiedenheit zu freuen.“ (Fratelli tutti, Nr. 10) „Doch“, so fährt er fort auf die heutige Situation schon vor der Pandemie Bezug nehmend, „die Geschichte liefert Indizien für einen Rückschritt. Unzeitgemäße Konflikte brechen aus, die man überwunden glaubte. Verbohrte, übertriebene, wütende und aggressive Nationalismen leben wieder auf. In verschiedenen Ländern

geht eine von gewissen Ideologien durchdrungene Idee des Volkes und der Nation mit neuen Formen des Egoismus und des Verlustes des Sozialempfindens einher.

Was der Papst global wahrnimmt, können wir auch bei uns beobachten. Grundsätzlich – und dafür steht der ganze Geist des Grundgesetzes – wird unsere Gesellschaft von einem großen Konsens getragen, der die Werte des Zusammenlebens prägt.

Dazu gehören elementar: die Achtung der unantastbaren Würde jedes und jeder Einzelnen vom Anfang bis zum Ende des Lebens, die Solidarität mit den Schwachen, das Einstehen gegen jede Form von Ausgrenzung und Leben auf Kosten anderer – inklusive der drängenden Frage nach der Nachhaltigkeit unseres Lebensstiles. Viele – vor allem junge Menschen – setzen sich dafür in bewundernswerter Weise ein: in der Bewegung „Fridays for future“, in Aktionsbündnissen gegen rechte Gewalt oder auch ganz aktuell: durch ihr besonnenes und rücksichtsvolles Verhalten in Zeiten von Corona. Das alles sind hoffnungmachende Zeichen.

Dennoch kann man nicht daran vorbeigehen, dass seit einiger Zeit die Zahl derer zunimmt, die diesen Grundkonsens in Frage stellen und unverhohlen Stimmung machen. Das ändert die gesamte demokratische Kultur in unserem Land. Statt gesellschaftliche Herausforderungen differenziert zu betrachten, werden scheinbar einfache Antworten auf komplexe Fragen gegeben. Statt dem anderen offen zuzuhören, werden eigene Positionen absolut gesetzt und Andersdenkende verunglimpft. Statt gemeinsam und konstruktiv nach Lösungen zu suchen, werden Konflikte um ihrer selbst willen gesucht und – gerade auch in den sozialen Medien – zum Teil bewusst angeheizt.

Meine Antwort darauf:

1. Unsere Zeit braucht dringend eine positive Vision von der Zusammengehörigkeit der ganzen Menschheit und von der Fähigkeit des Menschen zu Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden für alle. Mit Papst Franziskus – oder besser: mit der visionären Botschaft Jesu Christi – können wir alle solche Visionäre der Hoffnung werden.

2. Unsere Zeit braucht mutige Menschen mit Rückgrat, den Widerstand der Aufrechten gegen alle Zerstörer unserer demokratisch freiheitlichen Lebensordnung.
3. Unsere Zeit braucht geistig und moralisch starke Vermittler zwischen den Welten, wir brauchen starke Universitäten, die wirklich im Wortsinn universale Bildung ermöglichen.

Hallo zusammen! Mein Name ist Ramadan Hijeh, ich komme aus Palästina. Ich studiere Wirtschaftsingenieurwesen mit der Vertiefung Maschinenbau an der TU Kaiserslautern im 5. Semester.

Erst einmal möchte ich der ESG und der KHG danken, mir die Gelegenheit zu geben, an solchen Veranstaltungen wie heute teilnehmen zu können.

Meine Frage geht an den Kirchenpräsidenten: Inwiefern spielen für Sie persönlich Bildung und Lernen eine Rolle, um auf das Zusammenleben der Menschen und die Zukunft unserer Welt positiv Einfluss zu nehmen?

Kirchenpräsident Dr. h.c. Schad: Ich knüpfe jetzt unmittelbar an Bischof Dr. Wiesemann an. Was wir heute – angesichts dessen, dass Menschen unterschiedlicher Ethnien und Glaubensgewissheiten auf engstem Raum zusammenleben – dringender brauchen denn je, ist ein Ethos aktiver Toleranz. Nicht eine Toleranz aus Indifferenz, nach dem Motto: „Wir sind doch alle eins und glauben an denselben Gott.“ Sondern eine Toleranz aus Überzeugung. Will heißen: Weil ich wahrnehme, wie lieb und wert mir meine eigene Wahrheitsgewissheit ist, ich also spüre, wie grundlegend sie meine Existenz bestimmt, darum bin ich im Umkehrschluss dazu bereit, auch die Wahrheitsgewissheit, die Religion, den Glauben, die Überzeugung anderer Menschen zu achten und ernst zu nehmen. In Anwendung der Goldenen Regel könnte ich auch sagen: Wie ich will, dass man mich als evangelischen Christen annimmt, dessen Existenz vom Glauben an Jesus Christus geprägt ist, so will ich auch – und setze mich dafür ein, dass andere Menschen, die anders glauben und sich auf Anderes hin orientieren, in ihrer Einstellung angenommen werden.

Sich dafür stark zu machen, setzt allerdings einen gebildeten Glauben, eine dialogfähige Haltung, voraus. Und Dialog meint: selber

sprach- und auskunftsfähig zu sein im Blick auf das, was mich prägt, was mein Trost ist im Leben und im Sterben, um dann auch aufmerksam zu sein für das Anderssein des Anderen. Im ernsthaften Gespräch mit anderen zu sein, indem wir uns wechselseitig einander zumuten, bedeutet also immer auch: zu lernen, mit Differenzen konstruktiv umzugehen. Gerade heute sind wir angewiesen auf eine gebildete Kultur der Differenz. Dass wir bestehende Unterschiede nicht einfach nivellieren und einebnen, sie aber auch nicht zum Anlass nehmen, uns negativ voneinander abzugrenzen, vielmehr in der Lage sind, mit Unterschieden – und also auch mit der Fremdheit des Anderen – zu leben, immer mit dem Ziel, ihn zu verstehen und ihm respektvoll und tolerant zu begegnen.

Wo solche Bildung anfängt? Bei den Kleinsten! Darum sind wir als Kirchen auch bewusst Träger von evangelischen und katholischen Kindertagesstätten, die heute einen wesentlichen Beitrag zur Bildung und zur Erziehung leisten. Zumal in Einrichtungen, die – wie in Ludwigshafen, Germersheim, aber auch in Kaiserslautern – viele Kinder mit Migrationshintergrund beherbergen, besteht die Chance, dass man schon früh lernt, mit Menschen anderer Ethnien und anderer religiöser Prägungen friedlich umzugehen; Respekt und Toleranz einzuüben, verbunden mit der Hoffnung, dass sich dies bei ihnen bis ins Erwachsenenalter hinein positiv auswirkt.

Beim Thema „Bildung“ will ich jetzt auch eine Brücke schlagen zu den drei Institutionen, die heute ihr 50-jähriges Jubiläum feiern: zur Universität Kaiserslautern, zur ESG und zur KHG. Hier geht es ja nicht nur um die Ausbildung fachlicher Kompetenz. Sondern an diesen drei Orten spielen im persönlichen Austausch auch existenzielle Fragen eine Rolle. Fragen, die dasjenige berühren, „woran ich“, mit Luther gesprochen, „mein Herz hänge.“ Bildung beinhaltet deshalb für mich immer auch Herzensbildung. Sie trägt ebenso dazu bei, dem Anderen mit Respekt zu begegnen. Herzensbildung ist deshalb in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Welt eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass wir lernen, mit unserer Unterschiedlichkeit konstruktiv und das heißt: friedfertig umzugehen.

Hallo, mein Name ist Johannes Hoffmann und ich komme aus dem schönen Saarland. Ich studiere an der TU Master Material- und Werkstoffwissenschaften.

Meine Frage geht an Sie, Herr Prof. Dr. Poetzsch-Heffter: Welche Chancen sehen Sie in der Internationalität unserer TU Kaiserslautern? Wie erleben sie selbst interkulturelles Lernen und die besonderen Herausforderungen dabei?

Universitätspräsident Prof. Dr. Poetzsch-Heffter: Ja, vielen Dank für die Frage. Internationalität ist für uns ein ganz wichtiges Thema. Und bevor ich jetzt direkt Ihre Frage beantworte, vielleicht eine Vorbemerkung an diesem Ort. Wir bringen hier Menschen, die aus der Wissenschaft kommen, mit Menschen zusammen, die einen starken religiösen Hintergrund mitgebracht haben. Manchmal gehen diese Bereiche zusammen, manchmal scheinen Wissenschaft und Religion aber auch nicht zusammenzupassen. Was für mich interessant ist, was man sich einmal bewusst machen sollte, ist, dass Wissenschaft und Religion, vor allem die monotheistischen Religionen, eine ganz wichtige Gemeinsamkeit haben. Beide schaffen einen Rahmen für das Denken des Menschen, der völlig grenzenlos ist. Wissenschaft und Religion sind von ihrem ursprünglichen Ansatz her international. Sie kennen keine Grenzen, keine nationalen und keine ethnischen. Insofern ist es eigentlich auch klar, dass ein wissenschaftliches Studium immer eine inhärente internationale Komponente hat.

Wenn man sich fragt, was das im Einzelnen für einen Universitätsstandort bedeutet, dann spielen mindestens vier Aspekte eine Rolle:

- Das eine ist, dass Internationalisierung die Möglichkeit schafft, zusätzliche Talente für den Standort zu gewinnen. Wer zu uns kommt, ob aus dem Saarland oder aus dem Iran, der stärkt uns, der bringt neue Aspekte mit, der stärkt unsere Forschung, unsere Wissenschaft, und das ist erst ein ganz wichtiger Punkt.
- Das Zweite ist natürlich, dass es eine Bereicherung ist durch die Vielfalt. Wenn Menschen zu uns kommen, die anders leben, die andere Dinge mitbringen, dann ist das fachlich eine

Bereicherung, aber auch von der Lebenswelt eine Bereicherung. Wie geht man miteinander um? Da kann man eine Menge voneinander lernen. Von den fachlichen Dingen, die auch in anderen Ländern manchmal anders angegangen werden, bis hin zu unterschiedlichen Herangehensweisen in alltäglichen Dingen. Bei mir ist immer das Kochen dafür ein sehr gutes Beispiel, welche Bereicherung Internationalität bietet.

- Der nächste Punkt, wenn ich über das Thema Internationalität nachdenke, den ich selber sehr stark erfahren habe, ist, dass man in dem Austausch mit Menschen, die vielleicht anders auftreten und die vielleicht andere Erfahrungen haben, viel über sich selber lernt. Das heißt, es ist auch eine Bereicherung in dem Sinne, dass man selber daran wächst und dass das eine Reflexion befördert, die insgesamt stärkend sein kann.
- Schließlich ist es so, dass wenn wir Internationalität hier in Lautern leben, es auch sehr motivierend sein kann, selber in die Welt hinauszugehen, dass man dahingehen möchte, wo die Menschen herkommen, die zu uns kommen. Und ich denke, das ist ein ganz wichtiger Impuls, den wir vielleicht noch stärker aufnehmen können hier in der Region. Ja, ich glaube, dass man dann noch intensiver die Aspekte für sich gewinnt, die ich gerade erläutert habe.

Sie haben auch nach interkulturellem Lernen gefragt. Ich glaube, da gibt es noch Potenzial nach oben. Lernen passiert zunehmend in Gruppen, kleineren, aber auch in größeren Gruppen. Was ich beobachte, ist, dass da das Überspringen der Grenzen noch nicht so funktioniert, wie man sich das vielleicht wünschen könnte. Ich könnte mir vorstellen, dass wir da in den nächsten Jahren ganz bewusst Elemente einführen, die das Lernen in gemeinsamen interkulturellen Gruppen explizit fördern. Mit einigen kleineren Maßnahmen sind wir auch schon dabei, in die Richtung zu wirken. Ich will nur eine davon erwähnen, nämlich den Hochschulsport. Er bietet Anknüpfungspunkte, die dafür ganz gut geeignet sind, weil Sport eben auch etwas In-

ternationales ist, Grenzen überbrückt, und darüber sozusagen über die nationalen Gruppen hinaus Brücken bauen kann und Bekanntheit und Vertrauen für das gemeinsame Lernen fördern kann.

Mein Name ist Joel Fotouk Fotso, ich komme aus Kamerun. Ich bin Student in Elektro- und Informationstechnik an der TU Kaiserslautern mit Vertiefung Mechatronik.

Meine Frage geht an Kirchenpräsident Schad: Diversität hat das Miteinander von unterschiedlichen Menschen im Blick, etwa von Männern und Frauen, Menschen mit und ohne Behinderung. Sehen Sie darin auch einen besonderen Auftrag der Religionen? Wie sieht dieser Ihrer Meinung nach aus?

Kirchenpräsident Dr. h.c. Schad: Im Blick auf meine eigene Glaubenstradition sehe ich in einem Wort des Apostels Paulus die entscheidende Quelle, mit Diversität achtsam und konstruktiv umzugehen. Im Brief an die Galater schreibt er: „Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt eins in Christus Jesus“ (Galater 3, 27f.). In diesem Vers fasst Paulus die Grundpolaritäten seiner Zeit zusammen: das Gegenüber von Mann und Frau, der soziale Status des Freien im Gegenüber zum Sklaven – und die religiöse Differenz: der Jude, der zum ersterwählten Volk Gottes gehört, im Gegenüber zum Griechen, ich könnte auch sagen: zum Heiden. Diese Grundpolaritäten gibt es, aber im Horizont der Taufe und des christlichen Glaubens werden sie relativiert durch das Einssein der Verschiedenen in Christus. Damit meint Paulus nun nicht, dass es diese Unterschiede in der christlichen Gemeinde nicht mehr gäbe. Sondern er sagt, dass sie unter Getauften keinen Grund mehr hergeben, sich negativ voneinander abzugrenzen oder voneinander abzuheben. Vielmehr sind sie vor Gott, vor Christus, modern ausgedrückt, alle gleich. So unterschiedlich ihre sexuelle Prägung, so unterschiedlich ihre Herkunft und ihr sozialer Status auch sein mögen, sie haben in ihrer Diversität allesamt die gleiche Würde vor Gott.

Von da aus mache ich jetzt einen Sprung in die Aktualität: Wir betonen ja als evangelische Kirche zu Recht, dass wir auch Frauen ins geistliche Amt ordinieren, also Pfarrerinnen, Dekaninnen, Bischöfinnen und jetzt – ab dem 1. März 2021 – auch die erste Kirchenpräsidentin in der Pfalz haben. Wie schön, dass Oberkirchenrätin Dorothee Wüst heute unter uns ist!

Diesbezüglich sage ich allerdings selbstkritisch: Diesen Schritt sind wir erst seit der Mitte des letzten Jahrhunderts gegangen. In unserer Landeskirche werden seit 1958 Pfarrerinnen ordiniert – und es hat dann noch 10 Jahre gedauert, bis sie im Jahr 1968 auch rechtlich ihren männlichen Kollegen gleichgestellt wurden. Diese Entwicklung ist in unserer Kirche also erst seit kurzer Zeit erfolgt, übrigens mit deutlichem Verweis auf das oben erwähnte Pauluswort aus dem Galaterbrief.

Ich will auf eine weitere Diversität eingehen – und dabei die Schuldgeschichte der Kirchen im Umgang mit homophil empfindenden Menschen ansprechen. Erst im Jahr 2002 hat meine Landeskirche die Möglichkeit eröffnet, dass homophil empfindende Christinnen und Christen, die verbindlich zusammen leben wollen, aus diesem Anlass auch gottesdienstlich begleitet werden können. Wie es dazu kam? Vor etwa 20 Jahren, ich war Oberkirchenrat, meldete sich eine Gruppe von Pfarrerinnen und Pfarrern bei mir in Speyer zum persönlichen Gespräch an. In dessen Verlauf legten sie mir gegenüber ihre sexuelle Prägung offen, verbunden mit der Bitte, doch ehrlich damit umgehen zu können. Sich nicht wegducken zu müssen, sondern zum Beispiel Presbyterien gegenüber offen zu sein und auch gemeinsam im Pfarrhaus leben zu dürfen, um dann ihren Dienst als Pfarrerinnen und Pfarrer gewissenhaft zu tun. Nach diesem mutigen Schritt befasste sich auch unsere Landessynode ausführlich mit dieser Thematik, enttabuierte sie, sodass heute alle Kolleginnen und Kollegen – gleich welcher sexuellen Prägung – ihrem pastoralen Dienst nachkommen können.

Das sind für mich Beispiele dafür, wie wir konstruktiv mit Diversität umgegangen sind. Also: rausgehen aus Tabuzonen, aufhören, offen oder stillschweigend zu diskriminieren und lernen, mit Diversität zu leben. Und dies im Wissen darum, dass die Verschiedenen die gleiche

Würde haben. Hier auch in Zukunft mutig voranzuschreiten, verstehe ich als einen Auftrag, der für mich mit dem besagten Pauluswort aus dem Galaterbrief gegeben ist.

Ich bin Moritz Becker und komme von der Katholisch Deutschen Studentenverbindung Merowingia, auch ich studiere zurzeit Elektro- und Informationstechnik an der TUK.

Ich habe eine Frage an den Bischof: Im öffentlichen Raum haben die christlichen Konfessionen mehr Möglichkeiten, wenn sie gemeinsam auftreten. Wie schätzen Sie persönlich die Bedeutung der Ökumene für die Hochschulpastoral ein?

Bischof Dr. Wiesemann: Ich kann mir Hochschuleseelsorge gar nicht anders als ökumenisch vorstellen!

Eingangs habe ich davon gesprochen, dass es in unserer Gesellschaft Tendenzen gibt, Grundkonsense in Frage zu stellen und Mauern zwischen Menschen, Gruppen und Staaten zu errichten. Und dass es der Auftrag der Gesellschaft und damit auch unser Auftrag als Kirchen ist, dem klar zu widerstehen und Alternativen eines versöhnten Miteinanders von unterschiedlichen Überzeugungen vorzuleben. Das ökumenische Engagement unserer Kirchen ist hierfür ein wichtiges Beispiel. In der Ökumene geht es ja darum, Jahrhunderte alte Vorurteile und Abgrenzungen zwischen den Kirchen zu überwinden und nach den Gemeinsamkeiten im Glauben zu suchen. Dabei soll die gewachsene Vielfalt der kirchlichen Traditionen nicht verloren gehen. Vielmehr wollen wir sie in einen konstruktiven Dialog bringen, um voneinander zu lernen und so immer mehr zusammenzuwachsen. Sichtbare Einheit in versöhnter Vielfalt, so lautet das Ziel der Ökumene. Je konkreter und überzeugender wir uns für diese Vision einsetzen und das jetzt schon Mögliche gemeinsam tun, umso glaubwürdiger und wirksamer ist unser Beitrag für eine friedliche, bunte und gerechte Gesellschaft.

Und noch ein zweiter Gedanke: Gerade im öffentlichen Raum – an Universitäten, aber auch an Schulen oder in Krankenhäusern u.a. – ist die ökumenische Zusammenarbeit für die Kirchen viel mehr als nur ein Instrument der Effizienzsteigerung, um Doppelstrukturen abzu-

bauen bzw. um personelle und finanzielle Ressourcen einzusparen. Gerade an solchen Schnittstellen zur Gesellschaft dürfen wir uns nicht selbstbezogen in unsere konfessionellen Nischen zurückziehen. Es muss uns vielmehr darum gehen, gemeinsam die Freuden und Hoffnungen, aber auch die Ängste und Sorgen aller zu teilen, die hier – an der Technischen Universität Kaiserslautern – als Studierende, Lehrende und Mitarbeitende tätig sind. Ihnen Räume anzubieten, in denen sie über ihr Leben, ihre Sehnsüchte und ihren Glauben ins Gespräch kommen können. Mit ihnen zu entdecken, wo Gott im Leben eines/einer jeden immer schon da ist, der allen ein sinnerfülltes Leben – biblisch gesprochen: das Leben in Fülle – schenken will. All das im Geiste Jesu, der unsere konfessionellen Unterschiede umgreift und uns gemeinsam in seine Nachfolge ruft.

Hallo zusammen auch von mir! Ich heiße Benedikt Haas, ich studiere Bauingenieurwesen an der TUK, mittlerweile im 9. Semester.

Meine Fragen richten sich an den Präsidenten der TU: Wie erleben Sie ganz konkret Kirche in der Universität? Wie sind ihre persönlichen Erfahrungen mit der Hochschuleseelsorge, mit ESG und KHG?

Universitätspräsident Prof. Dr. Poetzsch-Heffter: Vielleicht fange ich ein bisschen allgemeiner an, bei dem, was Herr Seckinger bei der Begrüßung gesagt hat. Universität hat einen starken Bildungsauftrag; Technische Universitäten genauso. Wir bilden Menschen aus, damit sie später in der Gesellschaft leitende Aufgaben wahrnehmen können. Ich sehe hier den Oberbürgermeister Dr. Weichel, der auch einer unserer Absolventen, ein Alumnus, ist. Und ich könnte noch viele, viele andere Personen nennen, die nach ihrem Studium an der TU Kaiserslautern verantwortungsvolle Aufgaben übernommen haben. Wir haben also einen Bildungsauftrag, der über das Fachliche deutlich hinausgeht. Wir verstehen Universität übergreifend über die Fächer, als etwas Universelleres, etwas was Bildung insgesamt angeht. Wenn man diesen Bildungsbegriff universell denkt, dann ist es eben nicht nur das Fachliche.

Neben dem Fachlichen spielt z.B. auch das Geschichtlich-Kulturelle eine wichtige Rolle und eben auch, wie von Herrn Seckinger angesprochen, das Ethische. Dass es Momente gibt, bei denen man sich orientieren muss: Wie gehe ich mit etwas um? Wie finde ich mich selber in der Gesellschaft wieder? Und damit findet eine umfassende Bildung für viele Menschen ganz natürlich auch Bezüge ins Religiöse hinein. Insofern finde ich, dass diese Aspekte zu jeder Universität dazugehören, dass es Möglichkeiten für die Studierenden gibt, aber auch für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und Professorinnen und Professoren, diese Themen auch an der Universität zu erleben. Was die christlichen Religionen angeht sind es die KHG und die ESG, die das bei uns in den universitären Raum hereinbringen und vertreten. Ich bin sehr glücklich und freue mich immer wieder darüber, dass das mit einer großen Offenheit und mit sehr viel Toleranz passiert, aber auch mit Selbstbewusstsein. Ich glaube, das ist für die TU Kaiserslautern eine Bereicherung.

Ich habe die Zusammenarbeit mit den Pfarrern immer sehr geschätzt und gehe davon aus, dass das so weiter möglich sein wird. Sie haben gefragt, was ich persönlich mitgenommen habe. Persönlich habe ich viele, schöne Gottesdienste erlebt, die zusammen mit der Universität veranstaltet wurden. Ich habe viele persönliche Gespräche, die ich als bereichernd erlebt habe, erfahren dürfen. Ich hatte auch beispielsweise einen sehr schönen, sehr intensiven Abend im ESG-Zentrum, im Austausch mit vielen Studierenden aus ganz unterschiedlichen Ländern. Das waren meine persönlichen Eindrücke.

Ich hoffe, dass sich das weiterentwickelt, natürlich jetzt in der Zusammenführung mit Landau. Wir wachsen ja Richtung Speyer, wenn man das so vereinfacht sagen darf. Und ich erhoffe mir, dass wir auch da das Thema Religion nutzen können, um Brücken zu bauen und damit die beiden Standorte dichter aneinander bringen zu können.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung durch den Klassischen Chor der TUK
Leitung: Berthold Kliewer

„Hochschulen und Kirchen. Brennpunkte der Gesellschaft“ (Thesen)

Domdekan Dr. Christoph Maria Kohl, Speyer

| Universitätsgottesdienst am 08. Dezember 2019

„Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten.

Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

(Matthäus 5, 13-16 / Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift 1979)

Eine Zusammenfassung in 10 Thesen¹:

1. „Hochschulen dienen nicht nur der Forschung und der Lehre – sie sind im Blick auf die Studierenden Verantwortungsträger und Innovationspotential der Zukunft.“
2. „Hochschulen sind Orte des gesellschaftlichen Diskurses und der internationalen Begegnung – ein Brennpunkt der Gesellschaft.“

¹ Der ehemalige Leiter der Hauptabteilung Hochschulen und Bildung im Bischöflichen Ordinariat Speyer, Dr. Christoph Kohl, hielt am 08.12.2019 eine freie Gastpredigt, ein Mitschnitt existiert nicht. Auf Grundlage vorliegender Notizen hat Hochschulpfarrer DDr. Stefan Seckinger in Absprache mit dem Gastprediger die folgenden 10 Thesen, die zu Standortbestimmung und Diskurs einladen, formuliert.

3. „Auch die Kirchen sind nach wie vor ein Brennpunkt der Gesellschaft – nicht nur in den Gemeinden, sondern v.a. auch im Blick auf Caritas bzw. Diakonie, kirchliche Kitas und Schulen.“
4. „Kirchen geben den Menschen Halt und Orientierung und tragen dazu bei, dass grundlegende Werte vermittelt werden.“
5. „Kirchen und Hochschulen sind zwei Brennpunkte der Gesellschaft, deren Verhältnis zueinander dem geschichtlichen Wandel unterworfen ist: Heute sind die Wissenschaften emanzipiert, Kirche und Religion nicht mehr übergeordnet und bestimmend, sondern Religion und Wissenschaft begegnen sich auf Augenhöhe.“
6. „Der wissenschaftliche und technische Fortschritt braucht die Frage nach Werten, nach Kriterien der Menschlichkeit, die er von sich aus nicht begründen kann.“
7. „Kirche an der Hochschule ist Kirche für die Hochschule: In den Hochschulgemeinden kommen Menschen zusammen, die eine Grundhaltung leben, an der wichtige Lebenswerte abgelesen werden können.“
8. „Hochschule braucht Menschen, die aus ihrer gottgeschenkten Identität heraus überzeugend und dialogfähig sind, die Räume der nötigen Auseinandersetzung über das Wesentliche eröffnen, die Kristallisationskerne für Gemeinschaft und Solidarität sind.“

9. „Christinnen und Christen leisten ihren unverzichtbaren Beitrag dazu, dass das Leben an den Hochschulen ‚beseelt‘ wird, die wesentlichen Fragen des Lebens und der Gesellschaft – über Forschung und Lehre hinaus – nicht aus den Augen verloren werden.“

10. „Im Miteinander von Hochschule und Kirche zeigen sich beide als lernend: Je besser das gelingt, desto qualifizierter und ganzheitlicher leisten sie zusammen ihren wichtigen Beitrag für die Gesellschaft.“

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel)
Im Anschluss: Matinee mit dem Chor „PiCanto“
Leitung: Elena Zaslavski

„Ruf mich an!“ – Kommunikation mit Gott

Bundesstudierendenpfarrerin Corinna Hirschberg
ESG-Bundesgeschäftsstelle Hannover

| Universitätsgottesdienst am 05. Februar 2017

Liebe Gemeinde,

„Ruf - mich - an!“

Drei Worte. Drei Worte voll von bittender Sehnsucht in Kontakt zu treten, Kontakt zu bekommen, vielleicht sogar nicht zu vereinsamen. Ruf mich an, schick mir 'ne SMS, melde dich bei mir! Ich warte doch darauf, merkst du es nicht?

Gerade in Zeiten, in denen wir nicht mit unseren Liebsten – seien es nun der Freund/die Freundin oder die Kinder, die gerade ausgezogen sind – zusammenleben, wird die Kommunikation über Medien besonders wichtig. Jan, ein junger Mann, frisch verliebt, verbringt ein Wochenende mit seiner Großfamilie an der Ostsee. Das erste Wochenende ohne SIE. Er hat die ganze Zeit das Handy griffbereit neben sich, um ja keine Nachricht zu verpassen. Schließlich sagt seine Schwägerin: „Kannst du vielleicht wenigstens beim Essen mal dein Handy weglegen?“

„Ruf mich an!“ Das ist aber noch nicht alles. Der Satz geht noch weiter: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten“, aus Psalm 50. Das Erstaunliche ist, Gott möchte von uns angerufen werden. Er wartet darauf. Manche Christen verwenden diesen Vers wie eine Telefonnummer 5015 (Psalm 50, Vers 15), um sich daran zu erinnern: Wir können Gott anrufen, auch in der Not, auch in der Nacht. In vielen Psalmen fordert Gott die Beter, uns, auf, sich doch an ihn zu wenden. Wir hören sein Versprechen wie beim Propheten Jeremia (33, 3): „Rufe mich an so will ich dir antworten.“

Wir können uns also Gott zuwenden, mit ihm sprechen – beten! Beten ist das Kommunikationsmittel mit Gott. Wir können das mit unseren eigenen Worten tun, oder mit denen unserer Mütter und Väter im Glauben, wie in den Psalmen. Von einem erschöpften und verzweifelten „Herr, wie lange noch?“ bis zu einem befreiten „Ich will dir danken“ kommt die ganze Spannbreite des menschlichen Lebens vor. Und er will uns antworten.

Ob wir seufzen, jubeln oder stammeln, oder uns mit dem Herzen öffnen, all das kann eine Form des Betens sein. Oft wollen wir ja etwas erreichen mit dem Beten. Wir wollen, dass etwas anders wird, in unserem Leben oder im gesellschaftspolitischen oder gar Weltgeschehen. Gerade, wenn wie zurzeit, die Welt aus den Fugen geraten scheint, wünsche ich mir oft eine Reaktion Gottes auf unsere Gebete. So viele Menschen beten um Frieden in Syrien und doch bleibt er immer noch aus.

Wie gehen wir damit um, wenn wir keine Antwort Gottes wahrnehmen? Er nicht reagiert.

Hört Gott uns nicht? Doch, das glaube ich schon. Ich bin überzeugt, dass unsere Gebete, in welcher Form auch immer, bei ihm ankommen. Dass er sie hört, sie in ihm widerhallen, Resonanz haben. Dietrich Bonhoeffer formuliert das so: „Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist. Ich bin sicher, dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliches Tun wartet und antwortet.“

So heißt es auch in Psalm 145 (Vers 18): „Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen.“ Die Nähe Gottes wird versprochen, nicht das alle Wünsche und Bitten erfüllt werden. Ein Wunscherfüllungsautomat ist er eben nicht.

Schon die Psalmbeter machen die Erfahrung, dass die Antwort Gottes auch mal ausbleibt. Sie richten sich dann mit der verzweifelten Frage an ihn: „Warum hast du mich verlassen?“ Diese Erfahrung, dass wir Gott nicht immer erfahren können, gehört zum Glauben dazu und ist eben kein Defizit oder Mangel, oder gar ein Zeichen von Unglaube.

Auch Luther erfuhr, wie es ist, wenn Gott nicht antwortet. Seine Antwort: „Wir sollen nicht gleich auf den ersten Streich Mut und alle Hoffnung fallen lassen, sondern man muss durchhalten, beten, suchen und anklopfen.“

Und doch: Gott kommt uns ja zuvor. Er hat ja längst mit uns geredet. Die Bibel im Ganzen bezeugt das. Sie berichtet von vielen Gottesbegegnungen, in denen Gott uns Menschen zuvorkommt, nicht zuletzt in Jesus Christus.

Im Hebräerbrief wird das passend zusammengefasst: „Nachdem Gott vorzeiten vielfach und auf vielerlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er zuletzt in diesen Tagen zu uns geredet durch seinen Sohn.“

Für uns Christen ist Jesus die letztgültige Antwort überhaupt, weil Gott mit ihm uns so nahegekommen ist, wie nur möglich.

Aber auch heute noch ist die Bibel lebendig und ihre Worte verändern uns. Manchmal da springt uns ein Bibelvers förmlich an und fängt an, etwas in uns zu bewegen, was bisher erstarrt war.

So ging es auch der Theologin Dorothee Sölle nach dem Scheitern ihrer ersten Ehe. Sie beschreibt ihr Erlebnis so: „In dieser Situation ging ich einmal ... in eine ... Kirche(n). Der Ausdruck ‚beten‘ kommt mir jetzt falsch vor; ich war ein einziger Schrei. Ich schrie um Hilfe. In dieser Kirche fiel mir, in mein Schreien versunken, ein Wort aus der Bibel ein: ‚Lass dir an meiner Gnade genügen‘. Ich hasste dieses Wort schon lange ... Ich wusste wirklich nicht, was das theologische Wort ‚Gnade‘ bedeuten könnte, wenn alle Realität meines Lebens nichts damit zu tun hätte. Aber ‚Gott‘ hatte mir gerade diesen Satz ‚gesagt‘. Ich kam aus der Kirche ... Ich fing, in der Größe eines Stecknadelkopfes, an zu akzeptieren.“

Manchmal, da sehnen wir uns ja vielleicht auch danach, dass sich Gott bei uns meldet. Dass er spür- und hörbar in unser Leben oder gar ins Weltgeschehen eingreift, mal mit einem donnernden „So geht es aber nicht!“ oder ein anderes Mal mit einem warmen „Du bist meine geliebte Tochter, mein geliebter Sohn!“

Manchmal, da ruft uns aber doch Gott an, oder zumindest haben wir das Gefühl und er greift anscheinend sogar selbst zum Hörer.

Lisa, eine Studentin, muss in ein paar Tagen eine ihrer Examensarbeiten abgeben. Umfang: 20 Seiten und sie hat noch kein Wort geschrieben. Sie ist unglücklich verliebt, sie hat gerade erst erfahren, dass sie nun nie mit diesem wunderbaren Mann zusammen sein wird. Dazu kommen jetzt die Gedanken, wenn ich diese Arbeit nicht schreibe, falle ich durchs Examen, dann wird es auch nichts mit meinem Traumberuf. Sie ist müde vom vielen Weinen, fühlt sich an Leib und Seele zerschlagen, und in ihrer Existenz bedroht. In ihr scheint das Bild von Elia unterm Wacholderstrauch in der Wüste auf: allein, überdrüssig, am Ende. Ach, wenn doch auch ein Engel zu ihr ... aber bevor sie den Satz fertig gedacht hat, ist sie auch schon mitten über ihren Büchern und mitten am Tag eingeschlafen. – Ihr Handy klingelt. Noch ganz benommen und immer noch erschöpft geht sie dran: Es ist Felix, ein Kommilitone. Gemeinsam haben sie sich aufs Examen vorbereitet. Er sagt: „Ich bin schon fertig mit meiner Arbeit. Wie geht es dir. Kann ich dir helfen?“ – Ein Anruf wie aus dem Himmel, wie von Gott geschickt. Gemeinsam überlegen sie eine Struktur für die Arbeit und planen wie Lisa vorgehen muss. Der Anfang ist gemacht!

Ruf mich an, Gott. Sprich mit mir, antworte mir.

Vielleicht zweifeln wir manchmal daran, dass wir Gottes Antworten auch wirklich hören können. So die vierjährige Nike. Mit ihrer Großmutter sitzt sie im Auto. Plötzlich sagt sie von hinten: „Oma, den Gott gibt es gar nicht!“ - Die Großmutter: „So – wie kommst du darauf?“ Darauf Nike: „Weil er nichts sagt. Versuch mal. Frag ihn mal was! Hörst du was? Nein, er ist ganz still ...“

Ich selbst habe es einmal anders erlebt. Ich war auf einer Sommerreise in einer europäischen Hauptstadt. Dort gibt es eine Wunschbrücke. Als ich hinüberging, betete ich ganz intensiv, dass ein Lebenstraum von mir in Erfüllung gehen sollte. Und das noch nicht genug: ich stellte Gott sogar ein Ultimatum.

Bis zum Ende des Jahres sollte mein Lebenstraum sich erfüllen. Und ich hörte tatsächlich ein ‚Ja‘ Gottes. Natürlich hörte es niemand um mich herum. Für mich war es aber deutlich wahrnehmbar und keine Einbildung. Ganz beglückt ging ich weiter. Und was geschah? Das Jahr neigte sich langsam dem Ende zu, und ich sah nichts von meinem Traum. Der 31.12. verstrich und alles blieb beim Alten. Ich war enttäuscht. Erst drei Wochen später sah ich, dass mein Traum schon Ende des Jahres real geworden war. Ich hatte ihn nur nicht wahrgenommen. Aber Gott hat sein Wort gehalten.

Gott, der uns wie eine Mutter trösten will, ist ein kommunikativer Gott. Er wartet darauf, dass wir mit ihm sprechen, ihn anrufen, in welcher Form auch immer. Ich bin sicher, auch dann, wenn wir keine direkte Antwort hören, das Handy nicht wie von Gott geschickt klingelt, unser Anliegen hallt in ihm wider und findet Resonanz.

„Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.“

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel)
Im Anschluss: Jazzmatinee „Jazz in der Kirche“

„Glaube, Wissen, Wahrheit – kann Naturwissenschaft alles erklären?

Prof. Dr. Georg von Freymann
Fachbereich Physik, TU Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 28. April 2019

Liebe Gemeinde!

*Wir haben vom Baum der Erkenntnis genascht!
Wir wurden aus dem Paradies vertrieben!*

Wir haben sehr schnell gemerkt, dass man Werbeversprechen nicht für bare Münze nehmen darf: die Schlange versprach uns Erkenntnis über Gut und Böse – sie verschwieg nur, dass wir wohl eine Ewigkeit benötigen, um uns dieses Versprechen durch harte Arbeit einzulösen.

Angesichts der grauenhaften Ereignisse am Ostersonntag in Sri Lanka kann man wirklich zweifeln am menschlichen Erkenntnisgewinn, an einer menschlichen Befähigung zum Guten, ja sogar an der Existenz eines Gottes, der seine schützende Hand über seine Gemeinde hält. Liegt der Quell allen Übels also in unserer Wissbegierde, in unserem Drang, die Welt um uns herum verstehen, eventuell gar einen Sinn entdecken zu wollen?

Wir mögen zu der Vertreibung aus dem Paradies stehen, wie wir wollen – sie ist geschehen und Gedankenspiele wie „wir hätten es doch wissen müssen“ helfen uns nicht weiter. Gott hat uns aus dem Paradies auf den Weg der Erkenntnis entlassen, es ist an uns, diesen Weg zu beschreiten.

Erkenntnis der Welt, begreifen wollen, das Verstehbare fassbar und das Unerklärliche in einen verständlichen Rahmen einzusortieren ist das Anliegen aller Religion, der Kern jeden Glaubens. Dabei ist es egal, ob wir die jüngeren Religionen wie das Judentum, unser Christentum oder den Islam betrachten oder weiter zurück blicken über den Buddhismus, den Shintoismus, in die germanische oder griechische Götterwelt bis zu den Anfängen der Menschheit.

Wir Menschen wollen begreifen, woher unsere Welt und woher wir kommen. Alle großen Religionen bieten diese Erkenntnis an, mal mit einem Gott, mal mit vielen Göttern mal ohne direkten Gottbezug wie im Buddhismus. Und alle großen Religionen leiten daraus Regeln ab, die das Zusammenleben der Menschen ordnen.

In allen großen Religionen findet sich eine zeitliche Abfolge: Zuerst wird die Welt geschaffen, mal aus einem Feuerball (wie im Buddhismus) oder in einem kosmischen Kreislauf aus einer anderen vergangenen Welt (wie im Hinduismus) oder aus Wort, Geist und Licht, wie im Judentum, Christentum und Islam.

Diese unsere Welt wird dann mehr oder weniger detailliert bevölkert, mal mit genauen Zeitangaben, welches Geschöpf an welchem Tag die Bühne der Welt betritt, mal ohne genaue Zeitangaben. Allen Religionen gemein ist, dass die Menschheit den letzten großen Auftritt hat.

Und sie bekommt zwei Aufträge, in der aktuellen Lutherbibel lesen sie sich wie folgt: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan...“²

Und ein wenig später in der Schöpfungsgeschichte: „Und Gott der Herr setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“³

² 1. Mose 1, 22

³ 1. Mose 2, 15

Alle Religionen erklären den Menschen, wie die Welt entstanden ist und alle geben ihm den Auftrag, die Welt zu bebauen und zu bewahren und sogar, dort friedlich miteinander umzugehen.

Artikel II. WISSENSCHAFT

Der Unterschied zum aktuellen Kenntnisstand der Naturwissenschaft ist gar nicht so groß, einige der Schöpfungsgeschichten nehmen sich hier geradezu modern aus.

Das Wissen-wollen, dieses unbändige Verstehen-wollen treibt uns Naturwissenschaftler an – es ist eine sehr menschliche Eigenschaft und jeder, der mit seinen Kindern die Phase langer „Warum?“-Fragerunden durchlebt hat, kennt diesen Drang.

Die Naturwissenschaften, und hier ganz besonders die Physik, versuchen aus gezielter Beobachtung Gesetzmäßigkeiten abzuleiten, die eine Vorhersage für das Verhalten ähnlicher, vielleicht sogar zukünftiger Beobachtungen erlauben. In der Physik bedienen wir uns der Mathematik als Werkzeug, um die Zusammenhänge durch Gleichungen zu fassen und so ein berechenbares Modell unserer Welt zu entwerfen. „Wahrheit“ im Sinne von streng logisch nachvollziehbaren Aussagen über „richtig“ oder „falsch“ ist in der Mathematik tief verankert. Mit den Mitteln der Mathematik kann bewiesen werden, ob ein Zusammenhang richtig und gültig ist, auch wenn derartige Beweise nicht immer einfach, sondern langwierig und kompliziert sein können.

In der Physik können wir die Gültigkeit unserer Gleichungen, die unsere Modelle beschreiben, mathematisch überprüfen; die „Wahrheit“ und die Gültigkeit der Modelle an sich muss im Experiment getestet werden. Jedes Experiment ist dabei eine gezielte Frage an die Welt (die Realität, die Natur), deren Antwort entweder das Modell bestätigt oder zum weiteren Nachdenken anregt. Manchmal sind es gerade die Abweichungen von unseren Erwartungen, über die wir uns besonders freuen. Das in so einem Fall geforderte vertiefte Nachdenken führt entweder zu einer Verbesserung des Modells oder zu seinem

Verwerfen. So nähern wir uns Schritt für Schritt einem mathematisch gefassten Verständnis unserer Welt, das wiederum Vorhersagen erlaubt, die durch Experimente überprüft werden müssen usw.

Der Erfolg dieser Herangehensweise ist unbestreitbar und begründet unseren Wohlstand. Und das, obwohl die entwickelten Modelle in ihren Grenzen nur solange Gültigkeit behalten, bis sie durch ein Experiment widerlegt werden. Mit Gewissheit können wir also nur sagen, ob ein Modell die Realität der Welt korrekt beschreibt, nie aber, ob das Modell tatsächlich die Realität ist.

Da dieser Prozess der Modellprüfung lange andauert, konnten wir kürzlich erneut verfolgen: die erste erfolgreiche Messung der durch Albert Einsteins allgemeine Relativitätstheorie vorhergesagten Gravitationswellen hat immerhin 100 Jahre in Anspruch genommen und seine Theorie erneut bravourös bestätigt. Und auch die kürzlich aufgenommenen Bilder eines schwarzen Lochs decken sich ebenfalls abgezeichnet mit der theoretischen Vorhersage.

Die Schöpfungsgeschichte unserer Welt, wie wir sie durch die Mathematik gestützt in den Naturwissenschaften momentan erzählen können, unterscheidet sich trotz der so anderen Herangehensweise gar nicht so sehr von den religiösen Varianten:

In der gängigsten Theorie beginnt es mit dem Urknall (man kann sich das durchaus als einen gigantischen Feuerball vorstellen), aus dem sich die Materie entwickelt, Galaxien und Sonnensysteme mit Planeten bilden, darunter unsere Milchstraße, unsere Sonne und unsere Erde. Auf der Erde entsteht, getrieben durch die Evolution, zuerst pflanzliches und tierisches Leben, bevor sie nach vielen Zwischenstufen auch uns, den modernen Menschen hervorbringt.

Wir verstehen die zeitlichen Abläufe inzwischen besser, als die Menschen zu der Zeit, in der die Schöpfungsgeschichten überliefert wurden. Wir haben ausgefeiltere Messmethoden entwickelt, so dass es sogar gelingt, den Nachhall des Urknalls am Himmel zu vermessen.

Die sieben Tage der Schöpfungsgeschichte, die die Zeit der Entwicklung auf ein menschlich fassbares Maß reduzieren (und bis heute unseren Wochenrhythmus prägen), haben sich auf Milliarden Jahre ausgedehnt – angesichts der Ewigkeit ist auch das eine relativ kurze Zeitspanne.

Artikel III. WAHRHEIT

Wenn nun aber Erkenntnis über die Schöpfung aus der Schöpfungsgeschichte und wissenschaftliche Erkenntnis sich nun nur durch den mathematischen Konkretisierungsgrad unterscheiden, warum werden dann Religion und Glauben auf der einen Seite und die Naturwissenschaften auf der anderen Seite so oft als Antagonisten angesehen?⁴

Sicher nicht nur deshalb, weil unser Drang nach Erkenntnis als die Ursache für die Vertreibung aus dem Paradies und damit für unsere heutige Lebenssituation angesehen werden kann, sondern weil sich eine Frage ganz zentral in den Vordergrund drängt: Wo ist Gott?

Gehen wir Schritt für Schritt vor: Die Problematik dieser Frage tritt doch nur dann auf, wenn wir die religiösen Überlieferungen – auch die unseres christlichen Glaubens – nicht als von Menschen für Menschen weitergegebenes Wissen über den Zustand der Welt aus dem jeweiligen historischen Kontext heraus erkennen, sie also nicht als menschlich fassbare Beschreibung von Gottes Wirken, sondern direkt als Gottes Wort und sachlich korrekte Dokumentation seiner Taten annehmen. Wenn wir diesen Schritt gehen, dann betreten wir das Reich der Kreationisten und Dogmatiker und von dort ist es nur ein kleiner Schritt in die Welt der Fanatiker.

⁴ „Glaube und Naturwissenschaft“ ist ein eigenes interdisziplinäres Forschungsgebiet, das sich seit den 1960er Jahren in Amerika und Europa etabliert hat. Als Begründer wird der Physiker und Theologe Ian Barbour (1923-2013) gesehen, der 1966 das Buch „Issues in Science and Religion“ veröffentlichte. Große Namen wie Hans Küng und Carl Friedrich von Weizsäcker sind mit diesem Forschungsgebiet verbunden.

Wenn also jedes Wort in der heiligen Schrift reine Wahrheit im wissenschaftlichen Sinne sein soll, dann kann die Wissenschaft nur als Gegner, als Konkurrent im Ringen um Erkenntnis angesehen werden. Dann darf es keine neuen Erkenntnisse über die Überlieferung hinaus geben und unsere menschliche Entwicklung kommt abrupt zum Stillstand. Denn die offensichtliche Gefahr ist übermächtig: mit jedem naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, der ein Detail unserer Welt schlüssig und überprüfbar erklärt, geht ein Teil von Gottes überliefertem Wirken in dieser Welt unwiederbringlich verloren. Gott wird degradiert zum Lückenbüßer für das noch nicht Verstandene, er wird immer weiter an den Rand unserer Welt gedrängt.

Das ist in seiner ganzen Dramatik ein relativ modernes Problem, denn früher war alles einfacher: wir Menschen lebten auf der Erde und Gott im Himmel. Spätestens mit der Astronomie, allerspätestens mit der modernen Raumfahrt wissen wir, dass sich außerhalb unserer Atmosphäre zuerst einmal so gut wie Nichts befindet. Dieses Vakuum des Weltalls verbindet die Planeten unseres Sonnensystems, die Sonnensysteme unserer Galaxie und die Galaxien unserer physikalischen Welt.

Gott irgendwo dort draußen als quasi irdische Präsenz verorten zu wollen, ist zum Scheitern verurteilt – und nicht nur, weil ein Eingreifen über große Distanzen die Gesetze der Kausalität verletzen würde. Dies hat auch und ganz besonders Dietrich Bonhoeffer umgetrieben. Er schreibt: „Das Weizsäcker'sche Buch über das Weltbild der Physik beschäftigt mich noch sehr. Es ist mir wieder ganz deutlich geworden, dass man Gott nicht als Lückenbüßer unserer unvollkommenen Erkenntnis figurieren lassen darf; wenn nämlich dann – was sachlich zwangsläufig ist – sich die Grenzen der Erkenntnis immer weiter herauschieben, wird mit ihnen auch Gott immer weiter weggeschoben und befindet sich demgemäß auf einem fortgesetzten Rückzug. In dem, was wir erkennen, sollen wir Gott finden, nicht aber in dem, was

wir nicht erkennen; nicht in den ungelösten, sondern in den gelösten Fragen will Gott von uns begriffen sein.“⁵

Wenn also die Naturwissenschaften in der (sicherlich sehr fernen) Zukunft alle heute noch unverstandenen Fragen gelöst haben sollten, so wie Bonhoeffer es vermutet, wir also alle nur mögliche Erkenntnis über unsere Welt erlangt haben, wo bleibt dann Gott?

Bonhoeffer fordert uns auf, Gott in den gelösten Fragen zu begreifen. Ihn also sowohl in der Eleganz einer mathematischen Beschreibung zu finden, die uns einen Teil der Welt verstehen lässt, als auch in unserer Freude über einen schönen Sonnenaufgang. Doch ist das nicht nur ein schwacher Trost, eine positivere Lückenbüßerrolle?

Kehren wir noch einmal an den Anfang zurück, an die Aufträge, die Gott uns Menschen gegeben hat: Wir sollen uns die Welt untertan machen und sie bebauen und bewahren.

Wie sollten wir Menschen diesen Auftrag annehmen, wenn wir die Welt nicht verstehen können oder verstehen dürfen, die wir bebauen und bewahren sollen? Wenn wir keine Kenntnis von der Welt und ihren Gesetzen haben, wie können wir dann Erfolg im Bebauen und vor allem im Bewahren haben? Wie können wir uns also unsere Welt als wahrhaft gute Herrscher untertan machen, wenn wir nicht ihr Wirken erkennen? Man muss seine Untertanen schon verstehen können und wollen, wenn man mehr sein will als ein tumber Despot (auch wenn dieses Modell in unserer heutigen Zeit leider wieder zunehmend erfolgreich zu sein scheint).

Wenn Gott uns Menschen also den Auftrag zum Bebauen und Bewahren erteilt hat, dann muss er uns auch seine Welt so eingerichtet haben, dass wir sie tatsächlich erkennen und verstehen können. Dann müssen wir in der Lage sein, die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt zu erkennen und zu formulieren, um sie als Erkenntnis weiter geben zu können. Dann müssen wir die Freiheit und Fähigkeit haben, uns unseres Verstands zu bedienen, um Gottes Auftrag auszuführen. Oder mit

⁵ aus D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, 331 f., 340 f.

den Worten des deutschen Philosophen Holm Tetens ausgedrückt:
„Wir sind keine Marionetten Gottes, sondern frei in unserem Willen
zur Erkenntnis.“⁶

Denn wenn wir nicht frei im Denken und Entscheiden wären, wenn alles vorherbestimmt wäre, dann wären auch Regeln für das menschliche Zusammenleben nutzlos, dann würden wir einfach wie geplant funktionieren, dann wäre in letzter Konsequenz auch das großartige Osterversprechen der Auferstehung nur ein Aufruf zum „Weiter so!“.

Wenn nun aber Gott die Welt geschaffen hat und uns als Bebauer und Bewahrer eingesetzt hat, dann müssen wir frei im Denken und Erkennen sein, dann müssen wir frei im Entscheiden sein, dann tragen wir Verantwortung:

Verantwortung, diese Welt zu bewahren.

Verantwortung für unsere Mitmenschen.

Verantwortung, diejenigen zu entlarven, die Religion und Glauben nutzen, um ihre eigene Macht auszubauen.

Die Wissenschaft kann uns hierzu die Werkzeuge geben, der Glaube das Vertrauen und die Gewissheit, aus den vielen Möglichkeiten die richtigen auszuwählen.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern

Musikalische Gestaltung: Chor „Gospel Wave“

Leitung: Stefan Schöner

⁶ Vortrag 'Schöpfergott oder Lückenbüßer?' Hochschule für Philosophie München, 6.10.2016, https://www.youtube.com/watch?v=3EI_xJWgPil

„Luther 2017“

Studierendenpfarrer Eckart Stief
ESG-Zentrum Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 21. Mai 2017

*Nun freut euch, lieben Christen g'mein, / und lasst uns fröhlich springen, /
dass wir getrost und all in ein / mit Lust und Liebe singen, /
was Gott an uns gewendet hat / und seine süße Wundertat; /
gar teu'r hat er's erworben.*

*Dem Teufel ich gefangen lag, / im Tod war ich verloren, /
mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, / darin ich war geboren. /
Ich fiel auch immer tiefer drein, / es war kein Guts am Leben mein, /
Die Sünd hatt' mich besessen.*

Luther 1523 (EG 341, 1-2)

I.

Nicht Ablassbriefe, sondern Lose werden in Köln verkauft. „Ablass“ – das war vor 500 Jahren, „Lose“ – das ist heute. Und das macht deutlich, was sich verändert hat. Dabei ist der Anlass vergleichbar: es geht um kirchliche Gebäude, um deren Bau bzw. Erhalt.

Und natürlich geht es um Geld.

Der Ablassverkauf sollte kirchliche Kassen füllen. Ablass meint theologisch: Vergebung von Sünden, also von Fehlverhalten, durch Zahlung eines entsprechenden Betrages – bitte in bar. Im 16. Jahrhundert wurde die Peterskirche in Rom gebaut, ein beeindruckender Bau (in den, so habe ich bei meinem ersten Besuch, gleich nach dem Abitur, im Reiseführer gelesen ein Fußballstadion hineinpasst), eine Kirche, die richtig viel kostete (auch ein Michelangelo und seine Helfer wollten schließlich bezahlt werden).

Der Losverkauf in Köln wurde in Form einer Lotterie Mitte des 19. Jahrhunderts eingeführt – und er hat, das sei deutlich gesagt, mit Ablass nichts zu tun. Als ich vor gut 10 Jahren in der Domstadt war, wurden gerade Lose für den Gewinn eines schönen roten Mittelklasse-PKWs verkauft. Es geht um das, wie man heute sagt, Einwerben von Drittmitteln für die nicht endenwollenden Baumaßnahmen des Kölner Doms.

Ablassbriefe würde heute kaum noch ein Katholik bzw. eine Katholikin kaufen – Lose werden dagegen von vielen gekauft, von Gläubigen und Ungläubigen, Kunstliebhabern, Kunstliebhaberinnen, Touristen und Touristinnen aus aller Welt. – Ablassbriefe? Wer hat denn noch Angst vor dem Fegefeuer, also einer sehr schlimmen Bestrafung im Jenseits? Kreisen unsere Sorgen nicht vielmehr um die Bewahrung und die Vermehrung unseres Wohlstands? Der Losverkauf liegt im Trend unserer Zeit.

Ich habe beruflich mit Studierenden, mit angehenden Akademikerinnen und Akademikern, zu tun. Kirchliche Angebote stoßen bei ihnen meist auf geringes Interesse (da ziehen eher interkulturelle, interreligiöse und gesellschaftsbezogene Veranstaltungen) – und es scheint so, dass nur eine überschaubare Zahl mit dem christlichen Glauben etwas anfangen kann oder will. Der viel beschworene Traditionsabbruch hat längst begonnen. Nicht nach dem „ewigen Leben“ wird gefragt, sondern nach beruflichem Erfolg und Karriere, nach Freundschaft, Partnerschaft und privater Lebenserfüllung. Soziologen sprechen von einer verdiesseitigten Form christlicher Jenseitshoffnung, die das christliche Versprechen ewigen Seelenheils im Jenseits leugnet. Angemerkt sei, dass diese jungen Menschen offen, sympathisch und leistungsbewusst sind – so wie wir sie erzogen haben.

500 Jahre nach Martin Luther dominiert eine individualistische, auf das Diesseits bezogene Lebenseinstellung, die ein auf Glück, Konsum und Besitz ausgerichtetes Leben beschreibt.

Und – ganz ehrlich – trifft diese Beschreibung denn nicht auch auf die Einstellung vieler älterer Menschen zu?

„Nun freut euch, lieben Christen g'mein“, komponiert und singt Luther 1523, zwei Jahre nach seiner Ächtung auf dem Wormser Reichstag. Das Lied, wir haben die ersten zwei Strophen gesungen, gilt als eine seiner ersten und theologisch wichtigsten Dichtungen.

Doch worüber freuen? Freuen wie Luther – dem in jungen Jahren klar wurde, dass Gottes Liebe nicht mit Geld zu erkaufen ist, sondern schlicht und einfach ein Geschenk ist? Warum nicht?

Ich muss begreifen und dies mir eingestehen: ich habe mich nicht selbst gemacht, ich bin gemacht worden. Ich habe wirklich tiefen Grund, mich zu freuen, dass ich bin. Sünde, Verstrickung – ja, das gibt es und noch viel mehr, aber ich zerbreche nicht. Denn Gott ist auf meiner Seite.

Unsere Kirche, hier in der überschaubaren Pfalz und anderswo, will 2017 diese Freude zum Ausdruck bringen: Daseinsfreude, Gottesfreude, Menschenfreude – auch auf dem am Mittwoch beginnenden 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin und Wittenberg.

Gelingt das nicht, laufen uns Menschen weiter davon. Wir reden dann nur noch über Kooperationszonen und Schließung oder Verkauf kirchlicher Häuser.

Es ist ernst – 500 Jahre danach.

*Ein feste Burg ist unser Gott, / ein gute Wehr und Waffen. /
Er hilft uns frei aus aller Not, / die uns jetzt hat betroffen. /
Der alt böse Feind / mit Ernst er's jetzt meint; /
Groß Macht und viel List / sein grausam Rüstung ist, /
Auf Erd ist nicht seinsgleichen.
Mit unsrer Macht ist nichts getan, / wir sind gar bald verloren, /*

*es streit' für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren. /
Fragst du, wer der ist? / Er heißt Jesus Christ, /
Der Herr Zebaoth, / und ist kein andrer Gott, /
Das Feld muss er behalten.*
Luther 1529 (EG 362, 1-2)

II.

Jahre ist es her, dass ich an der Geschwister Scholl-Grundschule Religionsunterricht erteilte. An eine Stunde, in der ich mit den Schülerinnen und Schülern einer 3. Klasse über das Thema „Gott“ sprach, erinnere ich mich bis heute.

Als Einstieg ließ ich die Kinder nicht erzählen, sondern malen. Gott malen?

Ist es nicht so, dass wir trotz des 2. Gebots bestimmte Vorstellungen von Gott haben, also Bilder im Kopf – wenn wir uns denn überhaupt die Mühe machen, über Gott nachzudenken? Acht- oder neunjährige Kinder haben da offensichtlich weniger Probleme als Erwachsene: die Kinder nahmen sofort ihre Malstifte heraus.

Da entsteht das Bild, das ein freundliches Gesicht zeigt. Zwei wache Augen, aber vor allem das breite Lächeln des Mundes. Einige Barthaare weisen darauf hin, dass es ein männliches Gesicht ist: Gott, der gütige alte Mann.

Ein anderes zeigt eine Erdkugel mit einer grünen Wiese. Auf dieser Wiese ein Haus, ein Kirchturm, ein Auto und ein Mensch. Und über all dem der Himmel. Aus einer Wolke in der Mitte schaut ein Auge heraus, das mich, den Betrachter des Bildes, anschaut – so nimmt es mich in das Bild hinein. „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ (1. Mose 1, 31a)

Da gibt es Gott in der Kleidung des Comic-Helden „Superman“ – und dann, man staune, Gott im brennenden Dornbusch. Erwachsene können von Kindern in religiösen Dingen lernen.

Ein Junge war vertieft in sein Bild. Ehrlich gesagt, ich konnte damit nichts anfangen, ich hielt es für eine Blödelei – vielleicht auch weil es der Junge malte, der in der Klasse am schwierigsten und auffälligsten war. Da malte er eine Ritterburg mit Rittern und Pferden davor, irgendwie im Kampf. Ich fragte ihn, warum er das Bild male und er konnte überhaupt keine Antwort geben.

Wie habe ich ihm Unrecht getan! Erst etwas später fiel es auf einmal wie Schuppen von meinen Augen: Gott – als Burg, als uneinnehmbare Festung! Ist das nicht das Bild, das Martin Luther geprägt hat in dem Lied, das wir gerade gesungen haben? Vor uns haben es Generationen von Menschen gesungen in unzähligen Gottesdiensten, so dass es das Reformationslied schlechthin geworden ist.

Der Junge aus dem Kalkofen, dem heutigen Geranienweg, kannte es nicht. Und doch hat gerade er Gott als „feste Burg“ gemalt. Natürlich war genau dies das Thema in der nächsten Stunde ...

„Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.“ Komponiert und gedichtet von dem Reformator im Jahr 1529, zwölf Jahre nach dem Wittenberger Thesenanschlag. Die neue Glaubensbewegung war zu der Zeit längst politisch geworden. Landesfürsten und Reichsstädte sagten sich vom Kaiser ab – in Speyer fand die „Protestation“ statt.

Ein Ereignis von weltpolitischer Tragweite gerät heute fast in Vergessenheit. Ende der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts wurde Europa, das christliche Abendland, militärisch bedroht. Der osmanische Sultan Süleyman I. war mit einer großen Streitmacht im April 1529 von Istanbul aufgebrochen. Der Balkan war schnell erobert – und die Türken standen vor Wien. Auch in Wittenberg war die türkisch-islamische Bedrohung Tagesgespräch. Mit seinem Lied, in dieser

Zeit entstanden, ruft Luther zu nichts Geringerem als Gottvertrauen auf. Vor türkischer Eroberung haben wir heute keine Angst, wir bedauern die innenpolitischen Zustände in der heutigen Türkei. Die Zeiten haben sich geändert.

Heute gilt: Dialog und Toleranz statt Konfrontation.

*Verleih uns Frieden gnädiglich, / Herr Gott zu unsern Zeiten. /
Es ist doch ja kein anderer nicht, / der für uns könnte streiten, /
denn du, unser Gott, alleine.*
Luther 1529 (EG 421)

III.

Der – modern formuliert – „Hype“ (also das große Getue und der Rummel) um Luther in diesem Jahr 2017, 500 Jahre nach der Thesenverbreitung, ist gewaltig. Und gewollt. Dabei betrachten Historikerinnen und Historiker das Annageln der 95 Thesen an die Wittenberger Schlosskirche mehrheitlich als Legende. Doch die Aufmerksamkeit, die Luther in diesem Jahr findet, ist angebracht.

Luther – der Mönch, der Professor, der Fromme, der Visionär, der Mann des Gewissens, der Vogelfreie, der Prediger, der Bibelübersetzer, der Dichter, der Reformator, aber auch der Ehemann, Vater von sechs Kindern und der spätere Judenhasser. Er hat bleibende Bedeutung. Das Mittelalter verschwindet mit ihm, Konturen der Neuzeit zeichnen sich ab mit Licht und Schatten.

Vor mir liegt der Sonderkatalog des „Evangelischen WerbeDienstes“ mit Materialien zum Reformationsjahr. Da hat man sich wahrlich einiges einfallen lassen: „95 süße Luther-Botschafter“ (das ist eine Dose mit 95 Fruchtgummis), Lutherkekse, Lutherbonbons (wir werden sie gleich kosten dürfen), Luther-Spiele, eine Luther-Playmobilfigur mit Bibel und Schreibfeder, Luther-Brottdose und Luther-Tasse, Luther-Strumpfsocken und Luther-Handysocke, natürlich auch Schlüsselanhänger und Einkaufswagen-Chips mit Luther-Konterfei.

Am besten gefällt mir der „Reformationshammer“.

Dieser ganz normale Handwerkshammer hat auf dem Holzgriff den feinen Aufdruck „*evangelisch. immer was zu tun.*“ Der Slogan spielt an auf den lateinischen Ausspruch „*ecclesia semper reformanda*“ – auf Deutsch: Kirche muss beständig reformiert und erneuert werden. Bald nach Luthers Tod am 18. Februar 1546, er wurde 62 Jahre alt, wurde festgestellt, dass die Reformation nicht etwas ist, das als abgeschlossen und fertig angesehen werden kann, sondern immer weitergeht. Und so kam es etwa ein Jahrhundert später zu diesem programmatischen Satz.

Kirche ist ein Organismus, der sich immer wieder ändert und wandelt – wir erleben dies in unseren Tagen hautnah mit.

Kirche, Theologie und wir als Mitglieder sind herausgefordert, dies anzunehmen und auf heutige Fragen zu antworten, denn das Glaubensbedürfnis von Menschen bleibt ebenso wie Gottes Gnadenzusage – das gilt heute wie zu Luthers Zeiten.



Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Chor „Gospel Wave“
Leitung: Stefan Schöner

„Die Zukunft der Kirche in Deutschland – pastorale Herausforderungen“

Hochschulpfarrer DDr. Stefan Seckinger
Katholische Hochschulgemeinde (KHG) Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 11. November 2018

DIE FRAGE NACH DER WENDE

Mark Twain schrieb einmal: *Als wir das Ziel aus den Augen verloren, verdoppelten wir unsere Anstrengung!*

An Anstrengung mag es der Kirche nicht fehlen – die Frage nach dem Ziel erscheint jedoch zuweilen unklar: Wozu das alles, wenn die Kirchen trotz allen Bemühens immer leerer werden?

Spannend ist diese Frage etwa angesichts des Angebots kirchlicher Einrichtungen, deren Beitrag zur Gesellschaft jedoch auch durch kommunale, staatliche oder freie Träger problemlos abgedeckt werden könnte. Spannend ist diese Frage selbst da, wo kirchliche Arbeit als solche deutlich erkennbar ist und dennoch ins Leere zu laufen scheint.

Um zu verstehen, dass wir als Kirche in Deutschland vor einer entscheidenden Wende stehen, ist es hilfreich, weit in die Geschichte zurückzublicken.

Seit weit über 1000 Jahren sind wir eine sogenannte „Volkskirche“. Christen hatten über Jahrhunderte ein religiöses Monopol im sogenannten ‚christlichen Abendland‘. Das Bemühen der Kirche um gesellschaftliche Präsenz in Zusammenarbeit mit dem Staat ist dabei ein Erbe, welches von der sogenannten „Konstantinischen Wende“ seinen Anfang nahm. Seit dem 4. Jahrhundert arbeiten Staat und Kirche Hand in Hand. Die Kirche konnte sich auf den Staat verlassen und dieser war froh, dass das vielfältige soziale Engagement der Kirche die sozialen Herausforderungen und Probleme löste in einer Zeit, in der die Rede vom „Sozialstaat“ noch in weiter Ferne lag.

Doch diese Zeit ist längst zu Ende gegangen. In wenigen Jahren machen wir als Christinnen und Christen weniger als 50 Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

DAS NEUE TESTAMENT UND DIE FRÜHE KIRCHE

Ein Blick in das Neue Testament zeigt, dass die Frage nach dem gesellschaftlichen Ort des Glaubens bereits Jesus gestellt wurde.

In Mt. 22,15-22 klärt *Jesus* das Verhältnis von Staat und Kirche anhand einer Münze. Die Steuer solle dem gehören, der darauf abgebildet ist. Für Jesus steht Gottes Wort über dem Staat. Das bringt ihn in Konflikt mit den Römern und ans Kreuz.

Wer sich heute vehement für Kreuze in Gerichtssälen und öffentlichen Einrichtungen einsetzt, sollte sich daran erinnern.

Auch *Paulus* steht nicht für eine Bindung der Kirche an das Staatswesen. Sein Grundgedanke ist vielmehr, dass die Attraktivität des Christentums (die er in der Auferstehung sieht) nicht durch zweitrangige, abschreckende Rituale oder Vorschriften verloren gehen darf.

In der Zeit der Christenverfolgungen galt der neue Glaube zunächst als staatsgefährdend, bedrohte die Einheit des Reiches etwa dadurch, dass Christen den Kaiserkult verweigerten, was sich erst mit der „Konstantinischen Wende“ änderte: Aus der verfolgten Kirche wird eine verfolgende, aus der Kirche unabhängig vom Staat eine in Abhängigkeit.

DIE WENDE

Im 4. Jahrhundert n. Chr. vollzog sich durch die römischen Kaiser *Konstantin* (gest. 337 n. Chr.; sein „Mailänder Edikt“ von 313) und *Theodosios* (gest. 395 n. Chr.; sein Edikt „Cunctos populos“ von 380) eine Wende für die Kirche. Sie wurde zunächst anerkannt und schließlich zur Staatsreligion im Reich erhoben. Dabei förderten die Kaiser wohl nicht nur aus rein persönlicher Frömmigkeit heraus das Christentum. Der neue Glaube sollte das Volk und das Reich einigen.

Auch für die Kirche war diese Allianz mit dem Staat gewinnbringend, sicherte sie sich doch dadurch Macht und Einfluss. Vier Jahrhunderte nach der Geburt Jesu war das Christentum also auf kaiserlichen Befehl die alles dominierende Religion.

Wie sehr die Kirche durch die Einordnung in das Römische Reich ihre eigene Herkunft und Identität neu definierte, zeigt sich am Beispiel des heiligen *Martin von Tours* (gest. 397 n. Chr.). Auf einer Synode in Trier im Jahr 383 n. Chr. soll die Hinrichtung des Bischofs Priscillian, der als Häretiker verurteilt worden war, nachträglich bestätigt werden. Martin reist vor dem Ende der Synode ab und nimmt danach nie mehr wieder an einer Bischofssynode teil. Stattdessen zieht er sich in ein klösterliches Leben zurück. Die „Konstantinische Wende“ brachte es mit sich, dass hier zum ersten Mal Christen die Tötung von Christen legitihierten.

Auch die Theologie des *Augustinus von Hippo* (gest. 430 n. Chr.) ist nur vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund zu verstehen. Es ist die Zeit der Bedrohung des weströmischen Reiches durch die Völkerwanderung. Die zuvor erreichte Einheit durch die einigende Religion des Christentums war nun erneut gefährdet.

In seinem Buch „Der Gottesstaat“ („*De civitate Dei*“) verteidigt Augustinus das Christentum angesichts des Vorwurfs, es trage Mitschuld am Untergang des Römischen Reiches. Dort, wo Staat und Kirche zum Wohl der Menschen zusammenarbeiten, habe die Kirche die Führung zu übernehmen, womit im Grunde einem politischen Weltherrschaftsanspruch der Kirche das Wort geredet wird. Im Mittelalter ist dann kaum mehr zu erkennen, wo der Staat aufhört und die Kirche anfängt.

EINLEITUNG DER KEHRTWENDE

Bereits im Mittelalter schreibt Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ (Inf. XIX): *O Konstantin! wie vieles Übel ...* und fordert in seiner „Monarchia“ eine Trennung von Kirche („*Sacerdotium*“) und Staat („*Imperium*“).

Später ging Luther zunächst gegen die Bindung von Staat und Kirche vor, doch die Folge der Reformation war eine enge Einheit von Thron und Altar im Interesse der neuen Konfession (was sich besonders in der Zeit des Nationalsozialismus rächte).

Erst das Zweite Vatikanische Konzil hat mit dem Dokument über die Religionsfreiheit („Dignitatis humanae“) die Trennung von Staat und Kirche legitimiert. Entgegen der traditionellen katholischen Staatsauffassung, die zuvor der staatlichen Autorität noch die Aufgabe zuwies, das religiöse Leben der Menschen (im Sinne der Kirche) zu ordnen, wird nun die religiöse Neutralität des modernen Rechtsstaates anerkannt.

DIE WENDE AM ENDE

Diese Zeit der konstantinischen Wende geht nun unaufhaltsam ihrem Ende entgegen.

Folgende Beobachtungen regen zum Nachdenken an, zumal es sich um eine Entwicklung handelt, die jahrzehntelang kontinuierlich, nahezu linear verläuft:

In ganz Deutschland sind in den drei Jahren 2015 bis 2017 der katholischen Kirche in etwa so viele Gläubige allein durch Austritte verloren gegangen wie das Bistum Speyer Katholiken zählt (über 500.000).

In ganz Deutschland hat sich von 2007 bis 2017 der Anteil der evangelischen und katholischen Christen an der Gesamtbevölkerung von 61,2 % auf 54% verringert. In wenigen Jahren wird die 50 %-Marke unterschritten und Deutschland mehrheitlich nicht-christlich sein.

EINWÜRFE

Die Entwicklung ist eindeutig.

Zuweilen wird eingeworfen, es könnte sich ja auch wieder ändern. Ein Argument: auch in der französischen Revolution gab es ja Einbrüche

im kirchlichen Leben. Der damalige Versuch der Entchristianisierung dauerte aber nur Monate. Das Konkordat von 1801 zwischen Napoleon und Pius VII. stellte die Bindung von Staat und Kirche wieder her (dem Papst ging es um seinen Kirchenstaat, Napoleon um die staatliche Kirchenordnung Frankreichs).

Solche und ähnliche Einwürfe erinnern an die Abfolge von Trauerphasen, bei denen das Nicht-Wahrhaben-Wollen zwar verständlich, aber wenig hilfreich ist. Nach der Theorie der kognitiven Dissonanz ist ein Zurechtdenken der kirchlichen Entwicklung in Deutschland, um die eigene Welt- und Kirchensicht zu schützen, psychologisch zwar funktional – und dennoch doppelt verheerend: Angesichts der Gegenwart muss umso mehr Unmut und Resignation aufkommen. Andererseits verstärkt sich das nostalgische Festhalten an dem, was längst zur Fessel geworden ist. Es könnten ja wieder andere Zeiten kommen ...

FRAGEN und ANTWORTEN

Vor dem Hintergrund des Endes der Volkskirche stellen sich zahlreiche Fragen:

Angefragt sind u.a. das Konkordat von 1933, das Kirchensteuersystem, die Staatsleistungen, der schulisch-konfessionelle Religionsunterricht, die staatlichen Finanzierungsleistungen für Institutionen in kirchlicher Trägerschaft, die Institutionen- und Gebäudezahl der Kirche, die Qualifizierung und Quantifizierung der Hauptamtlichen, die Größe von Bistümern und Pfarreien (das Bistum Görlitz hat etwa 30.000 Katholiken, das Bistum Trier hat in Zukunft Pfarreien, die weit über 70.000 Katholiken aufweisen).

Und die Antworten?

Wir werden hoffentlich als Kirche nicht wehleidig und resigniert zuschauen. Fatal ist es aber auch zu hoffen, dass die Volkskirche noch zu retten ist. Diese Sehnsucht ist mehr als trügerisch, sie ist frustrierendes Wunschdenken.

Als mögliche Ansätze für den zukünftigen Weg der Kirche können folgende fünf Punkte dienen:

1. *Ökumene*

Wir stehen in Deutschland schon längere Zeit vor der Herausforderung einer Ökumene der Religionen.

Dies verlangt von den Konfessionen ein gemeinsames Auftreten. Die Religionsökumene macht der Konfessionsökumene Beine. Nur wenn evangelische und katholische Christen in Zukunft zusammen auftreten, werden sie weiterhin gesellschaftlichen Einfluss wahrnehmen können.

Dies geht bis dahin, dass wir als Christen verstärkt auch gemeinsame Gottesdienste, gemeinsame Gebäude, gemeinsame Einrichtungen nutzen. Ich sehe unsere beiden Hochschulgruppen bspw. in diesem Angebot eines ökumenischen Universitätsgottesdienstes in der Friedenskirche als beispielgebend.

2. *Perspektivenwechsel*

Als Kirchen müssen wir uns verstärkt die Frage stellen, was Menschen bewegt, vor allem die jüngere Generation. Unsere Kirchengemeinden schrumpfen, sind überaltert. Junge Menschen da abzuholen, wo sie in unserer Gesellschaft stehen, ist eine große Herausforderung und verlangt, die pastorale Komfortzone der Pfarrei zu verlassen.

Wir als kirchliche Hochschulgemeinden suchen die Studierenden auf dem Campus auf, reden mit Lehrenden und Lernenden.

Dabei machen wir die Erfahrung, dass Kirche durchaus gefragt ist, wenn wir zunächst zeigen, dass wir gute Zuhörer sein können und uns auf die Fragen und Nöte der Menschen einlassen, ohne gleich mit vorgefertigten Antworten zu kommen.

3. *Keine Panik*

Druck und Missionierungseifer werden das Gegenteil von dem erreichen, was wir als Kirche dringend brauchen: die Ausstrahlung eines gelassenen, da erlösten Christentums.

Auch wenn die Zeit der Volkskirche vorbei ist, bleibt aller Grund zum Optimismus. Wenn Luthers Gnadenlehre stimmt und die Botschaft der Auferstehung keinem Glaubenden mehr genommen werden kann, können wir nicht nur gelassen, sondern zuversichtlich und glaubensfroh der Zukunft entgegenblicken.

Als Hochschulgemeinden erleben wir auch bei kleiner werdenden Zahl, dass der religiöse Glaube Freude bereitet und so auch motiviert.

4. *Lernender Glaube*

Kirche gehört an die Universitäten und Hochschulen.

Nicht nur, weil dort junge Studierende sind, sondern auch, weil der christliche Glaube den wissenschaftlichen Diskurs bereichern kann.

Naturwissenschaft erklärt die Welt, beschreibt, wie sie ist. Aber sie verbietet sich zurecht zu sagen, wie sie sein soll. Ethik ist kein Feld innerhalb des naturwissenschaftlich-technischen Denkens.

Gerade bei Mediziner*innen und Medizinstudenten erfahren wir, wie wir in einigen Bereichen Antworten geben können, wo die Wissenschaft nur das eigene Scheitern eingestehen kann. Der religiöse Glaube setzt an diesen ‚Grenzen der Medizin‘ an.

5. *Zurück zu den Wurzeln*

Die Zeit vor der sogenannten „Konstantinischen Wende“ liegt lange zurück. Doch genau in dieser Zeit lebte Jesus, ein Paulus.

Warum glaubten damals – ohne staatliche Unterstützung, ohne volksgemeinnützige Strukturen – Menschen an Jesus? Solange diese Frage nach der Motivation des eigenen Glaubens noch gestellt und beantwortet wird, lebt das Christentum weiter. Doch solange Menschen

andernorts bessere (oder günstigere) Antworten finden, wird die Kirche weiter schrumpfen.

Die persönliche Antwort auf die persönliche Frage, warum jemand Christ ist, erscheint nur dann als tragfähig, wenn sie als eindeutig religiöse, d.h. nicht durch säkulare Antworten substituierbare, erkennbar ist.

AUSBLICK

Wir versuchen in unseren kirchlichen Hochschulgemeinden, gerade mit jungen kritischen Christinnen und Christen diesen Weg zu gehen. Es ist nicht der Weg einer sogenannten „Volkskirche“, die es ja derart schon lange nicht mehr in Deutschland gibt.

In unserer Pastoral sind Andersdenkende hochwillkommen. Für uns ist das Gespräch mit kritischen Christen, mit Angehörigen anderer Konfessionen und Religionen und auch Religionslosen von hohem Interesse, denn wir verstehen uns als lernende, „studierende“ Kirche.

Lernen setzt aber voraus, zuzuhören, die eigene Meinung nicht selbst absolut zu setzen, sondern sich in den Diskurs miteinzubringen und sich auf andere Argumente und Perspektiven gedanklich einzulassen. Dabei zeigt sich, dass auf einer oberflächlichen Ebene unterschiedliche Ansichten gegeben sind und womöglich auch bleiben. Auf einer tieferen Ebene erfahren wir jedoch, dass wir uns gegenseitig verstehen, letztlich doch ein gemeinsames Bild vom Menschen haben.

Wenn Kirche die Sprache der Menschen von heute sprechen will, um den Glauben selbst sprachfähig zu halten, ist einer der vornehmsten und wichtigsten Plätze der Kirche die Hochschule.

Ich bin der Überzeugung, dass sich die Kirche nicht verstecken muss. Die christliche Botschaft kann sich sehen lassen. Sie muss sich allerdings weiterhin der intellektuellen Auseinandersetzung stellen, will sie anschluss-fähig bleiben.

Andererseits bringen wir als Hochschulgemeinde nicht nur die Vernunft, sondern auch die Bedeutung von Emotionen, von Gemein-

schaft ins Spiel. Wir reden über Werte, die naturwissenschaftlich nicht begründet werden können.

Um es mit meinem Lieblingstheologen zu sagen, der übrigens evangelischen Glaubens ist: „Gott ist das, was den Menschen unbedingt angeht“ (Paul Tillich). Solange der christliche Glaube Antworten auf die Sorgen und Probleme der Menschen geben kann, bleibt er existentiell bedeutsam.

Ihnen danke ich, dass Sie mir zugehört haben.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel),
Gaststudierende der KHG aus Metz/Frankreich
Im Anschluss: Matinee mit dem Chor „PiCanto“
Leitung: Elena Zaslavski

„Stadt und Kirche im 21. Jahrhundert“ Das Glaubensbekenntnis eines Kommunalpolitikers

Dr. Klaus Weichel
Oberbürgermeister der Stadt Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 09. Februar 2020

Der Titel meiner Rede war angekündigt unter dem Titel „Stadt und Kirche im 21. Jahrhundert“. Aus aktuellem Anlass möchte ich meine heutigen Ausführungen aber unter den Titel stellen: „Ist Kommunalpolitik noch interessant für Kommunalpolitiker?“ Oder: *„Das Glaubensbekenntnis eines Kommunalpolitikers“*.

Ich fürchte, das wird eine nicht ganz bequeme Kanzelrede für Sie.

Gesellschaft befindet sich in einem permanenten Wandel. Die Megatrends hinterlassen ihre Spuren und haben dies immer getan. Waren es früher etwa Themen wie Abrüstung oder Gleichstellung, die die Menschen bewegt und den Diskurs geprägt haben, so sind es heute etwa Klimaschutz, die Digitalisierung oder der Einfluss der sogenannten sozialen Medien auf unser Handeln.

Sie als Kirche ebenso wie wir als Behörde stehen vor der ständigen Frage, wie viel davon wir in unser Tun und in unser Selbstverständnis einfließen lassen.

Gesellschaftliche Entwicklungen schlagen sich in Form sich ändernder Erwartungshaltungen in unseren Aufträgen nieder. Erwartungen ändern sich, andere kommen neu hinzu. Ein klassisches Beispiel dafür ist das aufkommende Umweltbewusstsein in Deutschland ab den 70er Jahren. In Politik und Verwaltung wurden als Antwort entsprechende Strukturen geschaffen. Umweltministerien sind entstanden. Auch wir als Stadtverwaltung haben seit vielen Jahren ein Umweltreferat.

Oder die Flüchtlingswelle, die bedarfsgemäß in vielen Kommunen, so auch in Kaiserslautern, dazu geführt hat, dass neue Verwaltungseinheiten aus dem Boden gestampft wurden, um schnell reagieren zu können. Bei uns war das die Stabsstelle Asyl, gebildet im Januar 2015.

Beispiele, wie gesamtgesellschaftliche Entwicklungen die Strukturen im Rathaus verändert haben, gibt es viele.

Parallel dazu hat sich die Art und Weise, wie die Menschen und die Verwaltung miteinander interagieren, massiv verändert.

Aus einst hoheitlich operierenden Amtsstuben sind breit aufgestellte bürgernahe Dienstleistungszentren geworden. Guter, freundlicher und vor allem schneller Service ist gefragt, bei maximaler Transparenz, größtmöglicher Einflussnahme und permanenter Erreichbarkeit.

Große gesellschaftliche Entwicklungen formen neue Verwaltungsstrukturen, sie verändern aber auch die Qualität der politischen Auseinandersetzung. Demokratie wird in der Kommune ganz unmittelbar erlebt. Versagen oder vermeintliches Versagen der Verantwortlichen führt sehr schnell zu pauschaler Politikverdrossenheit.

Ich selbst erkenne in der Reflexion meiner doch nun 30 Jahre langen politischen Erfahrungen mit großer Sorge Trends, die sich mehr oder minder stark ausgeprägt im politischen Handeln abbilden und sich ganz konkret auf die Arbeit von Kommunalpolitikern auswirken.

Das ist zum ersten die gestiegene Erwartungshaltung, mit der wir Politiker uns auseinandersetzen müssen. Gefragt ist heute der omnipotente Problemlöser, der sich um alles zu kümmern hat und auch alles kann. Und das natürlich völlig unabhängig von den tatsächlichen Zuständigkeiten.

So wurde etwa ein Amtskollege aus Baden-Württemberg aufgefordert, persönlich den Stau auf der Autobahn zu beseitigen. Egal, um welches Problem es geht: Der Bürgermeister ist schuld und muss sich darum kümmern. Jede Müllablagerung ist mein Problem, auch für

fehlendes Wasser im Gelterswoog habe ich zu sorgen. Und wehe, wir tun das nicht!

Damit komme ich direkt schon zu meinem zweiten Trend, nämlich dem sinkenden Ansehen meiner Zunft.

Die Vorstellung, dass der Bürgermeister für alles zuständig ist, führt zwangsläufig zu Enttäuschungen. Nämlich immer dann, wenn der Bürgermeister das Problem eben nicht beseitigt.

Oder anders ausgedrückt: Wenn er nicht das tut, was der Bürger gerne hätte. Dann wird ihm pauschal entweder Unfähigkeit unterstellt oder böse Absicht.

Letzteres gerne im Verbund mit Verschwörungstheorien. Der Amtsträger wird als Marionette oder Helfershelfer einer unsichtbaren Macht gesehen, die im Hintergrund die Fäden zieht. Das perfekte Beispiel dafür steht vor Ihnen: Im Auftrag dubioser Großunternehmer arbeite ich bekanntermaßen derzeit mit allen Mitteln daran, den FCK zu zerstören, um damit den Weg für ein Mega-Invest auf dem Betzenberg freizumachen. Das glauben viele Menschen da draußen tatsächlich.

Wir bemerken eine fortgeschrittene Erosion des Vertrauens in Mandatsträger, gefolgt von einem rasanten Niedergang des Ansehens und der Autorität.

So oder so: Das Misstrauen in die Kommunalpolitik steigt. Was liegt also näher, als das Heft selbst in die Hand zu nehmen?

Bei immer mehr politischen Entscheidungen verlangen die Menschen Mitspracherecht, umfassende Bürgerbeteiligungen werden permanent eingefordert. In ganz Deutschland schießen Bürgerinitiativen aus dem Boden.

Ich sehe das sehr ambivalent. Demokratie braucht Beteiligung und Mitwirkung. Sie ist auf Transparenz angewiesen, sie ist lebendig, wenn es viel Meinungsaustausch und ein gemeinsames Suchen nach Lösungen gibt.

Gerade in einer Kommune, unserer kleinsten demokratischen Einheit, spielt Beteiligung eine große Rolle. Viele Aufgaben lassen sich nur bewältigen, wenn die Bürgerschaft sie mitträgt. Ich erinnere erneut an den Flüchtlingszustrom im Jahr 2015, den wir ohne freiwilliges bürgerschaftliches Engagement nicht hätten bewältigen können.

Ganz klar ist für mich jedoch auch: Beteiligung braucht Grenzen. Wir leben in einer repräsentativen Demokratie. In festen Abständen kandidieren Bürgerinnen und Bürger für die Mitgliedschaft in einem Entscheidungsgremium, sei es der Bundestag, der Landtag oder unser Stadtrat.

Dieses Gremium ist der Souverän, und daran sollten wir nicht rütteln. Wer mitentscheiden möchte, hat stets die Möglichkeit, sich zur Wahl aufstellen zu lassen. Das System bietet jedermann die Chance, dies zu tun.

Über allem sollte dabei stets die Wahrung des Gemeinwohls stehen, nicht die Durchsetzung von Individualinteressen und Minderheitenmeinungen, egal wie lautstark sie vorgetragen werden.

Es müssen die entscheiden, die auch aufgrund ihres Mandats letztendlich die Verantwortung übernehmen müssen. Keine Bürgerinitiative übernimmt die Verantwortung für ihre Forderungen.

Der zweite Grund, der mich mit Skepsis auf viele Bürgerinitiativen blicken lässt, ist die offensichtliche Widersprüchlichkeit, die vielen dieser Bewegungen zu Grunde liegt. Widersprüchlichkeit, um nicht zu sagen: Doppelmoral.

Wir sind alle für Umweltschutz, kaufen aber im Dezember Heidelbeeren aus Chile und fliegen alljährlich in Urlaub.

Wir fliegen in Urlaub, wollen aber keinen Fluglärm.

Wir wollen alle möglichst viele Arbeitsplätze, wollen aber keine neuen Industriegebiete und schon gar keine neuen Straßen, um diese anzubinden.

Wir sind alle für die Energiewende, wollen aber keine Windräder.
Wir verlangen Mobilfunkempfang im tiefsten Tal im Pfälzer Wald,
wollen aber keine Sendemasten.
Und wehe dem, das Windrad, der Sendemast oder das neue Industrie-
gebiet entstehen vor der eigenen Haustür.

Die deutsche Bauleitplanung ist so umfangreich und demokratisch
wie nie zuvor und deckt von Artenschutz bis Lärmschutz alle relevan-
ten Belange ab. Für gefällte Bäume müssen Ausgleichsmaßnahmen
durchgeführt werden. Offenlegung von Akten und formelle Bürger-
beteiligung sind ohnehin Standard.

Und dennoch steigt die Zahl der Klagen gegen Bauprojekte Jahr für
Jahr um 25 Prozent. Planungszeiten von 20 Jahren sind keine Selten-
heit mehr.

„Not in my Backyard“ heißt das Phänomen, das schon lange bekannt
ist, in den letzten Jahren aber massiv zugenommen hat.

Wir erleben das auch in Kaiserslautern. Nur ein Beispiel: Von den
vielen Informationsveranstaltungen, die wir 2015 und 2016 zum
Thema Flüchtlinge angeboten haben, waren eigentlich immer nur die
gut besucht, wo es um die Einrichtung einer neuen Unterkunft in der
Nachbarschaft ging.

Die Menschen werden offenbar nur aktiv, wenn sie sich unmittelbar
bedroht fühlen.

Hintergrund ist immer die Angst, etwas zu verlieren, die Angst vor
Veränderungen, die Angst, die eigene „Komfortzone“ verlassen zu
müssen.

Diese Ängste müssen wir als politisch Verantwortliche sehr ernst
nehmen. Es ist grundsätzlich positiv zu bewerten, dass Menschen
nicht alles klaglos hinnehmen, was der Staat beschließt.

Die Gefahr, die ich dabei aber sehe, ist die Gefahr der Dominanz von Individualinteressen, gefolgt von Stagnation. Es gibt keinen Fortschritt ohne Risiko. Und keinen Fortschritt ohne Reibungsverluste. Wenn wir versuchen, es jedem einzelnen Bürger Recht zu machen, nehmen wir uns jeglichen Gestaltungsspielraum. Politik würde beliebig.

Wenn man Politiker wird, dann weiß man vorher, dass nicht alle Tätigkeiten vergnügungssteuerpflichtig sind. Politischer Gegenwind und Kritik sind Teil des Amtsgeschäfts. Das war immer so und das muss auch so sein.

Was wir jedoch in jüngerer Vergangenheit erleben müssen, das geht weit darüber hinaus, und das betrifft sowohl den Umgang von Politikern untereinander als auch den Umgang von Politikern und Bürgern.

Die sozialen Medien geben uns Politikern heute die Möglichkeit, uns überall und permanent zu allem zu äußern. Das ist verlockend und viele erliegen dieser Verlockung. Ohne die notwendige Reflexion – und Selbstreflexion! – wird schnellstmöglich agiert und reagiert. Für den kurzlebigen medialen Erfolg und ein paar Likes werden dabei über lange Jahre etablierte Wege der diplomatischen und politischen Auseinandersetzung geopfert.

Die sozialen Medien geben aber auch dem Bürger die Möglichkeit, sich überall und permanent zu allem zu äußern. Genutzt wird dies in erster Linie für das Anbringen von Kritik, wozu sich jeder befähigt fühlt.

Beschimpfungen und Beleidigungen sind keine Ausnahme, sondern die Regel. Die Bereitschaft, die eigene Meinung und die eigene Komfortzone aggressiv zu verteidigen, scheint zu steigen. Und das schlägt sich auch außerhalb des Internets nieder. Man hat das Gefühl, dass sich Hass im Netz und echte Gewalt gegenseitig befeuern.

Wie eine Befragung in Niedersachsen ergab, wurde jeder zweite Ortsbürgermeister schon einmal bedroht. In etwa einem Drittel aller Rat-

häuser werde mindestens einmal im Monat randaliert, heißt es darin unter anderem. Die Hälfte der Beschäftigten sei mindestens monatlich – in einem Drittel sogar wöchentlich – verbaler Aggression ausgesetzt, so der NDR.

60 Prozent der Beschäftigten in den niedersächsischen Behörden wurden bereits bedroht, bevorzugt per E-Mail oder Sozialem Netzwerk. Etwa 40 Prozent wurden bereits körperlich angegriffen.

Gerade erst hat der Amtskollege aus Kerpen angekündigt, nicht mehr kandidieren zu wollen, weil er seiner Familie das Risiko nicht zumuten wolle. Er war gleich mehrfach Drohungen ausgesetzt. Ausschlaggebend für den Rückzug war dann die Nachricht in seinem Briefkasten, wonach seine „Kinder es zu spüren“ bekämen, wenn er sich nicht „intensiver für den Hambacher Wald einsetzen“ würde.

Wenige Tage zuvor schrieb der Kollege aus Kamp-Lintfort bundesweite Schlagzeilen, weil er zum Eigenschutz einen schweren Waffenschein beantragt hatte.

Auch ich könnte Ihnen da die eine oder andere Geschichte erzählen. Auch mir hat man schon das Auto zerkratzt. Einmal auch die Radmuttern gelöst. Auch angespuckt wurde ich schon.

Wo findet man bei solchen Entwicklungen noch Menschen, die auf dem Fundament fester eigener Überzeugungen noch Politik gestalten wollen? Wir laufen hier Gefahr, dass uns nach und nach der politische Nachwuchs wegbricht, weil einfach keiner mehr den Job machen will.

Ich möchte Ihnen an der Stelle gerne einen Auszug aus einem Schreiben vorlesen, das in der vergangenen Woche bei einem SPD-Ratsmitglied hier in Kaiserslautern im Briefkasten lag. Anlass ist, wie sollte es anders sein, der bevorstehende Entscheid zur Stadionmiete des FCK. Ich zitiere: „Bald wird Euch Sozen die AfD ablösen. Dann könnt Ihr den Zug nach Auschwitz nehmen.“

Ich denke, viel mehr muss ich an dieser Stelle dazu gar nicht sagen. Das Schreiben steht für sich. Insgesamt müssen wir feststellen, dass sich die Umgangsformen dramatisch verändern.

Was können wir dagegen tun?

Der ehemalige Verfassungsrichter Wolfgang Böckenförde hat einmal gesagt: „Der demokratische Staat steht auf Grundlagen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Gemeint waren damit Werte wie etwa Solidarität, Respekt oder Mitmenschlichkeit.

Wir können uns diese Werte nicht einfach per Gesetz verordnen.

Wem in der Vermittlung dieser Werte stets eine Schlüsselrolle zukam, sind die Kirchen. Der Einfluss der Kirchen auf den gesellschaftlichen Diskurs schwindet jedoch seit Jahren. Mit zunehmendem Wohlstand ging die Säkularisierung einher.

Dies wiederum führte dazu, dass die Kirchen ihre eigenen Strukturen begannen zu hinterfragen.

Ein in vielerlei Hinsicht sicherlich wichtiger Prozess. Aus dieser Position der eigenen Unsicherheit heraus fällt es jedoch schwer, eine Richtung vorzugeben und den gesellschaftlichen Diskurs zu beeinflussen. Was erneut dazu führt, dass sich immer mehr Menschen von den Kirchen abwenden.

Es ist also in gewissem Sinne ein Teufelskreis, in dem die Kirche hier steckt. Eine einfache Lösung, dem zu entkommen, fürchte ich, gibt es nicht.

Ich möchte zum Abschluss auf die Frage zurückkommen: Ist Kommunalpolitik noch interessant für Kommunalpolitiker?

Ich muss zugeben, es gibt Momente, in denen man zweifelt. Aktuell gibt es auch, ich erinnere an das Schreiben im Briefkasten, durchaus Momente der Angst.

Warum ich aber dennoch uneingeschränkt für ein Engagement in der Politik werben möchte, liegt in meinem festen Glauben an unser

demokratisches System begründet. Wir brauchen junge Menschen, die sich politisch engagieren, und zwar auf den in unserem Staat dafür vorgesehenen Wegen. Dazu beitragen zu können, dass es in der eigenen Stadt oder dem eigenen Landkreis vorangeht, ist eine immer noch höchst reizvolle Aufgabe.

Und es gibt auch Dinge, die mich optimistisch stimmen. So haben wir mittlerweile wieder ein sehr aktives Jugendparlament.

War der Job früher einfacher? Ja, das war er sicherlich, und ich würde mir wünschen, wenn wir ein Stück wieder dahin kämen.

Ist das ein Aufruf, alles friedlich zu akzeptieren, was der Staat beschließt? Nein.

Es ist ein Aufruf an uns alle, nicht immer nur an das eigene Wohl zu denken, sondern an das Wohl der Gemeinschaft. Ein bisschen weniger Egoismus würde uns allen guttun.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern

Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel),
Formation „Bass2Voice“

Im Anschluss: Jazzmatinee „Jazz in der Kirche“ mit Lisa Mörsdorf,
Jörg Kirsch, Thorsten Requadt

|
| **Liebe**
|

„Gelebte Diversität und Internationalität“

Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut J. Schmidt
Präsident der TU Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 03. Juni 2018

Liebe Gemeinde,

als die Studierendenpfarrer, Dr. Seckinger und Herr Stief, im Dezember für diese Ansprache anfragten, war ich spontan bereit zuzusagen, habe mir aber etwas Bedenkzeit erbeten. Dabei ging es um die Suche nach einem Thema. Erfahrung habe ich mit Grußworten bei universitären und wissenschaftlichen Veranstaltungen, aber daraus konnte ich keinen spannenden Bezug zu dieser für mich ganz neuen Art, ein „Publikum“ anzusprechen, herleiten.

Die Richtlinie „Respektvolles Miteinander“, die 2017 an der Universität verabschiedet wurde, meine Teilnahme an einer Podiumsdiskussion über Fragen der Internationalisierung an der Universität Salzburg und am ersten Diversity-Stammtisch an unserer TU waren es dann, die dazu führten, darüber zu Ihnen sprechen zu wollen.

Mit solchen Aspekten wird Internationalisierung nämlich emotional und passend für eine Predigt, aber lassen Sie mich beginnen mit einer sachlichen Einführung, denn Internationalisierung hat sowohl eine mehr sachbezogene als auch eine eher menschenbezogene Seite und beides will ich betrachten.

Unser Bekenntnis zur Internationalisierung haben wir übrigens schon in der Strategie unseres ersten Hochschulentwicklungsplans formuliert: „TU Kaiserslautern, die internationale Universität in der Pfalz, global agierend und regional vernetzt“. Es gibt schließlich handfeste Gründe für die Internationalisierung einer Universität.

Dazu gehören: wissenschaftliche Reputation, Forschungsthemen, Geld, die Perspektive auf Doktorandinnen und Doktoranden, verbesserte Bewerbungschancen.

Beginnen wir mit der Reputation:

Nicht in allen, aber in vielen Fachbereichen gilt: Wer als Wissenschaftler etwas auf sich hält, der veröffentlicht in internationalen Zeitschriften. Gesteigert wird seine oder ihre Reputation auch durch die Einladung zu Vorträgen bei internationalen Tagungen. Die höchste Stufe der Anerkennung ist dann die Verabredung zu gemeinsamer Forschung mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen, vorzugsweise aus Ländern mit hohem Ansehen in der Wissenschaft. Nicht selten entwickelt sich daraus etwas, dass man auch in seiner, also unserer Universität bekannt geben will und dann wird die Hochschulleitung gebeten, einem Memorandum of Understanding zuzustimmen, in dem Details der Zusammenarbeit beschrieben sind, meistens übrigens ausgelöst durch Forschungskooperationen. Solche MoUs gibt es viele an unserer TU (aktuell 85). Die meisten bleiben aber unter dem Radar und werden nicht breit in der Universität wahrgenommen.

"Reputationszuwachs" als Motivation für internationale Forschungskooperationen können aber auch neue Techniken sein, die man in einer kooperierenden Forschergruppe erlernen kann, oder die Mitbenutzung von Großgeräten, die man selbst nicht hat oder das Gesamtpaket „Auslandserfahrung“, das dann für den weiteren Karriereweg vorteilhaft sein kann. Meine insgesamt 5 Auslandsjahre, die ich in Kanada und den USA, auf drei Etappen verteilt, verbracht habe, waren etwas von allem und sie waren doch mehr als nur Gewinn für den Wissenschaftler in mir.

Internationalisierung hat auch Bedeutung hinsichtlich besonderer oder heikler Forschungsthemen:

Gefragt worden bin ich, ob es bei uns Forschungskooperationen mit dem Ausland gibt, die nur deshalb im Ausland durchgeführt würden,

weil solche Forschungen bei uns nicht durchgeführt werden dürfen. Denkbar wäre das für Arbeiten in der Gentechnik, in der Erprobung von Medikamenten oder bei militärischer Forschung.

Für die TU Kaiserslautern ist mir das nicht bekannt, aber auch diese Frage gehört natürlich zum Thema. Allerdings kann ich Ihnen ein anderes ethisch nicht prekäres Beispiel nennen, dafür, dass Forschung im Ausland stattfindet, weil sie so bei uns nicht durchgeführt werden kann. Das Beispiel kommt aus Namibia und es geht um Kooperationen unseres Lehrgebiets Wasserbau/Hochwassermanagement. Während bei uns Hochwassermanagement im Binnenland die Kontrolle entlang von Flüssen meint, ist es in Namibia zur Regenzeit so, dass ganze Landstriche geflutet sind und sich heraus gestellt hat, dass neu gebaute Straßen in solchen Gegenden wie Dämme wirken. Untersucht wird z.B., ob man solche Straßen an einigen Stellen mit Dellen baut, durch die dann das Wasser auf die andere Seite fließen kann. So würde begrenzt Schaden an den Straßen entstehen, aber das Wasser könnte sich zu beiden Seiten der Straße gleichmäßig verteilen und würde weniger hoch ansteigen.

Auch das „liebe“ Geld ist wichtig:

Es lohnt sich, Studierende aus dem Ausland einzuschreiben, jedenfalls ist das seit mehr als 10 Jahren so. Auch wenn sie erst für das Masterstudium kommen, sind ausländische Studierende fast immer hochschulpaktrelevant. Im Hochschulpakt werden Mittel zur Bereitstellung von Studienplätzen zur Verfügung gestellt, um auf das gestiegene Studieninteresse zu reagieren. Ein Kriterium für die Mittelzuweisung ist die erste Einschreibung eines Bewerbers an einer deutschen Hochschule – und dieses wird ja erfüllt.

Auch brauchen wir „Nachwuchs“ in Anführungszeichen:

Darüber hinaus brauchen wir, jedenfalls in einigen Fachbereichen, mehr wissenschaftlichen Nachwuchs für Master- und Doktorarbeiten als aus den eigenen Bachelorstudiengängen hervorgehen und es ist

leichter, ausländische Studierende dafür zu gewinnen als Bachelorabsolventen von anderen deutschen Universitäten.

Hochschulpakt und Nachwuchs leiten jetzt auch über von der sachfokussierten zur menschenfokussierten Dimension der Internationalisierung und da gibt es ein großes Ungleichgewicht zwischen den sogenannten "Outgoern" und "Incomern". Um die Outgoer, das sind Studierende von uns, die ins Ausland gehen möchten, geht es kaum, obwohl das schade ist und ich am Schluss der Predigt dafür plädieren werde, das zu ändern.

Die Incomer sind Menschen, die von irgendwo in der Welt zu uns kommen, um hier zu studieren oder zu forschen und wenn das Wort Internationalisierungsgrad fällt, dann sind meistens sie gemeint.

In den Empfehlungen einer Expertenkommission zum Hochschulzukunftsprogramm unseres Bundeslandes wird ein Internationalisierungsgrad von 7 Prozent für RLP genannt, der erhöht werden soll. Die TU liegt schon weit darüber. Wenn wir die Fernstudierenden unberücksichtigt lassen und nur die Studierenden betrachten, die vor Ort als Präsenzstudierende sind, dann liegt unser Internationalisierungsgrad jetzt bei 22 Prozent. Diese verteilen sich auf Bachelorstudierende (26%), Masterstudierende (55%), Promotionsstudierende (8%) und Diplom-Studierende (6%), vor allem auf die Fachbereiche Elektrotechnik und Informatik. Die Studierenden kommen aus 114 Herkunftsländern, aber nicht gleichverteilt, sondern insbesondere zum Beispiel aus Indien und China.

Die meisten dieser internationalen Studierenden kommen aus unterschiedlichen Gründen zu uns, einige aufgrund besonders gepflegter Partnerschaften.

Seit 2005 besteht etwa eine Kooperation der TU Kaiserslautern mit Ruanda. Damals kam die erste Gruppe von 15 Regierungsstipendiaten aus Ruanda an die TUK. Das war der Beginn einer jahrelangen fruchtbaren Zusammenarbeit der TUK mit der ruandischen TU in Kigali. Seitdem sind, finanziert vom ruandischen Erziehungsministerium,

rund 100 Studierende aus Ruanda nach Kaiserslautern gekommen, um hier ihr komplettes Studium zu absolvieren – jeweils die besten ihres Jahrganges, die in Einzelgesprächen von einer Delegation von Professoren der TU persönlich vor Ort ausgewählt wurden.

Die Regierung dort hat ein großes Interesse an dieser seit fast 13 Jahren bestehenden Partnerschaft mit der TU, zu der im Übrigen auch eine Länderpartnerschaft von Ruanda mit dem Land Rheinland-Pfalz passt.

Nach dem Studium sollen die Absolventen nach Ruanda zurückkehren und die erworbenen fachlichen Fähigkeiten und Kenntnisse in ihrem Heimatland in den verschiedensten Bereichen einsetzen. Auch kommt der ruandische Botschafter regelmäßig zu Besuchen und Gesprächen mit den ruandischen Studierenden, sodass ein enger Kontakt und Austausch besteht.

Für alle Beteiligten bringt die Zusammenarbeit einen großen Aufwand mit sich. So muss etwa sichergestellt werden, dass die jungen ruandischen Schulabgänger bzw. Studierenden soweit mit der deutschen Sprache zurechtkommen, dass sie an der TUK erfolgreich ihr Studium, aber auch ihren Alltag organisieren können. Geplant ist ein entsprechender Test für Sprachbegabung in Zusammenarbeit dem Goethe-Institut bereits ein Jahr vor dem Abitur in Ruanda. Darüber hinaus ist eine Erweiterung des Programms auf die Netzwerke der Highschools vorgesehen, die eine Herausforderung und einen enormen Aufwand im „Land der 1000 Hügel“, wie Ruanda auch genannt wird, darstellt. Aber der Aufwand lohnt sich und ist Internationalisierung zum Vorzeigen.

Lassen Sie mich jetzt zum Begriff „Diversität“ im Kontext dieser Ansprache kommen.

Dieser Begriff, der vielleicht auf den ersten Blick sperrig wirkt, meint etwas, das wir alle aus unserem täglichen Leben – mehr oder weniger intensiv – kennen: nämlich Verschiedenheit oder Vielfalt, in und mit der wir leben. Es scheint auf den ersten Blick banal zu sein: Wir alle sind verschieden. Männer, Frauen, alte und junge Menschen. Wir un-

terscheiden uns aber auch hinsichtlich unserer ethnischen Herkunft, unserer Religion oder Weltanschauung, sexueller Identität und auch in Bezug auf körperliche und geistige Unversehrtheit oder Behinderung. Würde man den Bogen noch weiter spannen, kämen unsere Erziehung, Begabungen, Fähigkeiten, Werte und Interessen bis hin zu den unterschiedlichsten eingeschlagenen Wegen in Familie und Beruf hinzu.

Von all diesen Dingen ist unsere Gesellschaft, der Ort, an dem wir leben und unser ganz persönliches Umfeld, Kindergärten, Schulen, unsere Universität, die Kirchen, Unternehmen und Organisationen geprägt. Dabei ist der Aspekt der Zuwanderung und der Flüchtlingswellen der vergangenen Jahre im Sinne der Diversität, also der Verschiedenheit, eigentlich nur einer der prägenden Faktoren unserer heutigen Gesellschaft – sicher aber ein bedeutsamer.

Diversität und Internationalität bedeuten je nach Perspektive des Betrachters oft Unterschiedliches. So soll etwa das kreative Potenzial einer vielfältigen Mitarbeiter- und Studierendenschaft für Forschung und Innovation genutzt werden. Der erhoffte Mehrwert von Diversität ist hier: Unterschiedliche Gruppen von Menschen bringen verschiedenartige Perspektiven, Kenntnisse und auch Umgangsformen miteinander in einen gemeinsamen Prozess ein und am Ende kommt etwas Besseres heraus.

Damit haben wir die erste Betrachtungsstufe der Diversität eingenommen und sind überrascht, wie groß sie ist. Das steigert sich weiter, wenn wie gesagt, unterschieden wird nach weiblichen und männlichen internationalen Studierenden, nach deren Glauben oder Alter oder Sprachkenntnissen.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber auch, dass wir viele Ausländer an unserer Universität gar nicht als solche wahrnehmen, oder allenfalls ein klein wenig. Österreicher, Luxemburger, Schweizer sind uns, in umgekehrter Reihenfolge, in kultureller Hinsicht und in der äußeren Erscheinung ziemlich ähnlich und vielleicht sogar genauso viel

oder genauso wenig anders wie Menschen, die nicht aus der Pfalz sondern von anderswo in Deutschland bei uns sind.

Während Internationalität mit Bezug auf Universitäten also positiv besetzt ist, kann das bezogen auf Städte, Stadtteile oder Gemeinden ganz anders sein. Die Vorstellung eines international bewohnten Stadtteils kann Unbehagen und Ängste auslösen. Wenn Sie sich jetzt vorstellen, dass Campusuniversitäten sich und ihren Campus wie Stadtteile wahrnehmen, dann merken Sie, wie stark das eine und das andere miteinander in Verbindung stehen.

Der Campus unserer TU Kaiserslautern ist ein solcher internationaler Mikrokosmos. Weil wir gleichzeitig auch eine Heimfahrer-Universität sind, gilt das besonders an den Wochenenden und in den Semesterferien. Dann ist nämlich der relative Ausländeranteil auf dem Campus besonders hoch. Eine gute Internationalisierungsstrategie findet hier eine Aufgabe für etwas, das sich nicht von allein gut einpendeln wird. Dabei können die Studierendengemeinden eine wichtige Rolle einnehmen, was sie auch tun.

Was erwarten diese aus aller Welt kommenden Menschen von uns, was wir von Ihnen? Wenn es gut werden soll, dann muss viel zusammenpassen, jedenfalls weit mehr als die Überprüfung, ob eine ausländische Hochschulzugangsberechtigung akzeptabel ist.

Brauchen wir dafür dann vielleicht sogar eine besonders facettenreiche Richtlinie für respektvollen Umgang miteinander? Dazu ein Beispiel aus dem Kulturbereich unserer Universität, das zeigt, wie sensibel die Wahrnehmung ausländischer Studierender, und im folgenden Beispiel einer afrikanischen Studierenden, ausgeprägt sein kann:

Wir haben bei uns im Rahmen von CampusKultur eine Theater-AG. Diese führte vor einiger Zeit das Stück „Halb auf dem Baum“ von Peter Ustinov auf. In groben Zügen geht es um folgendes:

Ein britischer General kehrt nach langer Abwesenheit nach Hause zurück. Dort findet er seinen Sohn als Gammler vor. Seine Tochter ist schwanger. Seine Frau hat ein Verhältnis mit dem Nachbarn.

Es entwickelt sich eine irrwitzige Situation. Der Alte erhebt der jüngeren Generation gegenüber nicht die geringsten Vorwürfe, er zeigt nicht nur Verständnis, sondern entwickelt als alter Soldat seine eigene Strategie. Er verwandelt sich auf seine alten Tage noch selber in einen Hippie und quartiert sich auf einen Baum ein, dies in unserer Besetzung zusammen mit einer farbigen Frau.

Die Leiterin der Theatergruppe berichtete mir später, dass sich eine afrikanische Studierende, die das Stück gesehen hatte, bitterlich bei ihr darüber beschwert habe, dass eine Farbige auf dem Baum zu sehen war und so doch der Eindruck erweckt würde, dass Afrikanerinnen bzw. farbige Frauen auf Bäumen leben. Hätte man daran bei der Besetzung der Rollen in diesem Theaterstück denken müssen? Wie viele ähnliche Situationen gibt es und wir merken es gar nicht?

Was tun wir sonst, um den Internationalisierungsprozess bestmöglich zu unterstützen?

Da ist die vorbildliche Arbeit unserer International School for Graduate Studies, die Hilfe bietet bei der Suche nach einer Unterkunft und ein wichtiger Treffpunkt zum Austausch ist. Wir bieten ein aktives Campus-Leben jenseits der Vorlesungen und Seminare mit vielen kulturellen und sportlichen Veranstaltungen.

Auch Maßnahmen zur Gesundheitsförderung unserer Studierenden gehören dazu. All das ist auch in unserem Hochschulentwicklungsplan festgeschrieben. Der Hochschulsport leistet hier einen wesentlichen Beitrag zur Integration mit einem umfassenden Sport- und Erholungsangebot, gerade auch an den Wochenenden, um einer etwaigen Vereinsamung zu begegnen. Ein besonders schönes Beispiel war vor wenigen Wochen die Uni-Villa-Wanderung. Es waren noch nie so viele Teilnehmer. Es waren noch nie so viele junge Teilnehmer. Es waren noch nie so viele ausländische, junge Teilnehmer. Es ist nicht schwer zu mutmaßen, woran das, jedenfalls teilweise, auch gelegen hat, außer am guten Wetter. Es war ein zaghaftes Miteinander, das gezeigt hat, wie es gehen kann.

Wie findet der Kontakt zu den deutschen Mitstudierenden statt? Wodurch zeichnet sich dieser aus? Welche Herausforderungen gibt es?

Kürzlich sprach ich mit einer Studierenden, die sich im Masterstudium befindet. Sie berichtete von Auswirkungen unterschiedlicher Vor-Ausbildungen bei den ausländischen und deutschen Studierenden ihres Fachbereichs auf das Miteinander im Studienalltag. Hier gäbe es oft mehr kritische und trennende als verbindende Momente. So stellt sich dann die Frage, ob eine gezielte Auswahl von Studienbewerbern und damit der richtige „Mix“ wichtiger sein könnten als das Ziel der Internationalisierungssteigerung per se.

Nehmen die deutschen Studierenden die Kontakte so wahr, dass daraus Internationalisierungskompetenz erwächst?

Was erwartet die Gesellschaft, die Wirtschaft, vor allem die regionale Wirtschaft?

Würde es mitgetragen, wenn das Ergebnis „nur“ ein Beitrag zur Entwicklungshilfe wäre, oder wird mehr erwartet?

Wollen wir gar nicht, dass unsere internationalen Studierenden nach Abschluss ihrer Studien in die Heimatländer zurückkehren?

Sollen sie, zumindest ein erheblicher Teil von Ihnen, nicht besser bei uns bleiben und hier für unseren Arbeitsmarkt verfügbar sein, dem gerade die Absolventen technischer Fachbereiche immer mehr fehlen?

Wenn ja, was muss dann schon parallel zum Studium geboten werden, damit ein Ankerwerfen vor Ort auch persönlich für einen Asiaten, Afrikaner usw. reizvoll wird? Das kann sicher nicht allein durch freundschaftliche Kontakte zwischen deutschen und ausländischen Studierenden vorbereitet werden.

Wie erreichen wir, dass das Campusleben ausstrahlt und die Regionen sich für diese Kontakte öffnen?

Bisher völlig aus der Betrachtung genommen sind die Deutschen mit Migrationshintergrund. Wie viele davon haben wir?

Sind sie eine eigene zusätzliche Gruppe von Diversität, die vielleicht besonders gut vermitteln kann?

Um zum Fazit zu kommen:

Die Internationalisierung von Hochschulen ist ein hehres Ziel, das per se eine große politische Unterstützung erfährt. Fängt man aber an, wie ich es hier versucht habe, im Kleingedruckten zu lesen, dann relativiert sich dieses Ziel in seiner Größe und Bedeutung sicher nicht, aber es wird Zeile um Zeile deutlich, welche und wie viele Stellschrauben richtig justiert sein müssen und was zwischenmenschlich alles bedacht sein muss, damit es viel mehr als ein prozentual ordentliches Ergebnis wird.

Wir müssen die große Diversität unserer TU als Bereicherung wahrnehmen, respektvoller Umgang miteinander muss von allein und ohne Richtlinien umfassend erspürt und selbstverständlich sein.

Demut, Respekt, Toleranz und Akzeptanz – das sind die notwendigen Grundhaltungen für ein friedliches und produktives Miteinander in unserer Gesellschaft und auch an unserer Universität. Wo Toleranz und Akzeptanz wachsen sollen, braucht es den Respekt vor der Verschiedenheit ebenso wie die Erfahrung gemeinsamer Werte. Und es braucht den Dialog: Im Dialog wird Gemeinsamkeit und Verschiedenheit erfahrbar, Ängste und Vorbehalte dem Anderen gegenüber können abgebaut werden.

„In Demut achte einer auf den anderen, und ein jeder achte nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem anderen dient.“ Dies schreibt der Apostel Paulus an die Philipper in Kapitel 2, Vers 3.

Meine Vision für die TU Kaiserslautern ist, dass die faktische und gelebte Internationalität einen Reifegrad erreicht, der künftige Studierende, die schon wissen, dass sie mal ins Ausland gehen wollen, zu uns bringt, damit sie, noch bevor sie Outgoer werden, eine optimale interkulturelle Vorbereitung – auch durch das Miteinander mit unseren Incomern – erhalten.

Wer selbst eine Zeit im Ausland studieren will, sollte also bei uns die Möglichkeit haben, ein gehöriges Maß an Internationalisierungskompetenz schon im Vorfeld zu erwerben. Wenn Sie mich fragen, ob es auch zuviel Internationalität geben kann. Ich habe mich das auch gefragt. Vermutlich ja, aber die Grenze ist noch nicht erreicht. In jedem Fall ist aber Luft nach oben für diejenigen, also die Outgoer, die aus meiner Überzeugung und auch eigenen Erfahrung mal ins Ausland gehen sollten.

In der Universität der Großregion, zu der Hochschulstandorte in Frankreich, Luxemburg und Belgien, im französisch sprechenden Ausland gehören, wollen wir systematisch Angebote erarbeiten. Wem Afrika oder Japan zu herausfordernd sind, dem gefallen dann vielleicht solche Alternativen.

Schließen will ich mit einem großen Dankeschön:

Ich danke der ESG und der KHG für ihren schon seit Jahren gegebenen Beitrag zur Steigerung der Qualität der Internationalisierung und heute für die Gelegenheit, Ihnen dieses Thema näher bringen zu dürfen.

Ihnen danke ich, dass Sie mir zugehört haben.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern

Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel)

Im Anschluss: Matinee mit dem Chor „Fresh!“

Leitung: Dr. Andy Dodt

„Zivilcourage“

Pfarrer i.R. Hermann Preßler
ehemaliger kirchlicher Rundfunkbeauftragter beim Saarländischen
Rundfunk, Saarbrücken

| Universitätsgottesdienst am 28. Januar 2018

I.

In seinem, vielleicht nur noch den Älteren unter uns bekannten, politischen Klassiker „Zivilcourage“ beschrieb der ehemalige amerikanische Präsident John F. Kennedy das Eigentümliche dieses Mutes im zivilen Leben. Vieles, sagte er, könne man von Vorbildern lernen, wenn wir uns in ihr Leben vertiefen. Dazu ist es nötig, uns hineinzudenken in die Situationen, in der sie ihre Mutprobe bestanden haben. Doch *Mut selbst*, fährt Kennedy fort: „Diesen muss jeder (und jede, HP) in seiner eigenen Seele suchen.“

II.

Wenn ich heute dazu eingeladen bin, in Ihrer Gemeinde eine Predigt zu halten über Zivilcourage, soll uns Kennedys Zitat die Aufgabe, die Richtung und die Gliederung unseres Nachdenkens vorgeben:

- *Wir wollen das eine oder andere Vorbild erwähnen.*
- *Wir wollen uns in ihre Lage versetzen, in der sie Mut bewiesen haben.*
- *Wir können dabei etwas erfahren über das Wesen des Mutes. Über die innere Befriedigung, die er einem Menschen zu schenken vermag. Über das Risiko, das er mit sich bringt. Über die großartigen Wirkungen, die er zur Folge haben kann.*
- *Wir werden uns – implizit – selbst fragen, wie es um unsere eigene Zivilcourage bestellt ist oder war, als es in einem Moment unserer Vergangenheit darauf ankam.*

Am Ende unserer Überlegungen aber werden wir, wenn wir die Kirche verlassen und uns auf die Straße begeben und zurückkehren in die

Vielfalt unserer Alltagsumgebungen, stets neu vor der Aufgabe stehen, die Kennedy so lakonisch formuliert hat: Mut „muss jeder in seiner eigenen Seele suchen.“

III.

Die Frage, die ich uns darüber hinaus jedoch stellen werde, ist die: Ob unserer Seele etwas oder jemand zu Hilfe kommen könnte bei ihrer Suche nach dem Quantum Mut, das sie besitzt.

Und ob und wie man dieses Quantum eventuell *vermehrten* – oder überhaupt *ausschöpfen* kann.

Anders gefragt: gibt es da nur ein Entweder-Oder, entweder man *ist* eine *mutige* Seele oder nicht? Oder können wir unseren Mut beeinflussen, trainieren, gibt es eventuell Praktiken oder herbeizuführende Voraussetzungen, mittels derer er erwachen könnte?

IV.

Gehen wir der Reihe nach vor und halten uns an Kennedys Rat, nach Vorbildern zu fragen.

Ich beginne mit einem *männlichen, biblischen* (von vielen möglichen) und bitte die *Frauen* unter uns um Entschuldigung, kein *weibliches* in den Vordergrund gestellt zu haben. Zum Beispiel die hebräischen Hebammen Schifra und Pua. Ihnen befahl ja der Pharao, die männlichen Nachkommen hebräischer Frauen zu töten und nur die weiblichen am Leben zu lassen; denn das Volk Israel sollte sich in Ägypten nicht weiter vermehren. „*Die Hebammen aber gehorchten Gott und befolgten den Befehl des Königs nicht. Sie ließen auch die Söhne am Leben*“, heißt es im 2. Buch Mose.

Zur Rede gestellt, rechtfertigten Schifra und Pua dies mit einem Argument aus professionell-hebammlicher Sicht, nicht mit einem theologischen oder ethischen. So schützten sie sich und ihre Sache und ließen den Pharao im guten Glauben, seine Befehle nicht einfach zu missachten.

Verallgemeinernd lässt sich hier schon zweierlei anmerken: Zivilcourage zeigt sich hier erstens als kalkuliertes, klug eingegangenes Risiko. Zweitens schöpft sie aus einem gebundenen, an Gott gebun-

denen, Gewissen. Zwei Merkmale, die wir auch in der folgenden Geschichte verifizieren werden, die ich ausführlicher zur Sprache bringen möchte. Ich gehe aus von der im 2. Samuelbuch berichteten Episode zwischen dem Propheten Nathan und dem König David. Der Prophet konfrontiert den Herrscher mit dessen Egoismus; denn der König hatte seinen Feldherrn Uria bewusst einem Himmelfahrtskommando ausgesetzt, um ihn zu beseitigen und - sich dessen schöne, begehrenswerte Witwe Bath-Seba sozusagen zu greifen und zur Frau zu nehmen.

V. (Predigttext)

¹ Und der HERR sandte Nathan zu David. Da der zu ihm kam, sprach er zu ihm: Es waren zwei Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. ² Der Reiche hatte sehr viele Schafe und Rinder; ³ aber der Arme hatte nichts denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte. Und er nährte es, daß es groß ward bei ihm und bei seinen Kindern zugleich: es aß von seinem Bissen und trank von seinem Becher und schlief in seinem Schoß, und er hielt es wie eine Tochter. ⁴ Da aber zu dem reichen Mann ein Gast kam, schonte er zu nehmen von seinen Schafen und Rindern, daß er dem Gast etwas zurichtete, der zu ihm gekommen war, und nahm das Schaf des armen Mannes und richtete es zu dem Mann, der zu ihm gekommen war.

⁵ Da ergrimmte David mit großem Zorn wider den Mann und sprach zu Nathan: So wahr der HERR lebt, der Mann ist ein Kind des Todes, der das getan hat! ⁶ Dazu soll er vierfältig bezahlen, darum daß er solches getan hat und nicht geschont hat.

⁷ Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann! So spricht der HERR, der Gott Israels: Ich habe dich zum König gesalbt über Israel und habe dich errettet aus der Hand Sauls, ⁸ und habe dir deines Herrn Haus gegeben, dazu seine Weiber in deinen Schoß, und habe dir das Haus Israel und Juda gegeben; und ist das zu wenig, will ich noch dies und das dazutun. ⁹ Warum hast du denn das Wort des HERRN verachtet, daß du solches Übel vor seinen Augen tatest? Uria, den Hethiter, hast du erschlagen mit dem Schwert; sein Weib hast du dir zum Weib genommen; ihn aber hast du erwürgt mit dem Schwert der Kinder Ammon.

¹⁰ Nun so soll von deinem Hause das Schwert nicht lassen ewiglich, darum daß du mich verachtet hast und das Weib Urias, des Hethiters, genommen hast, daß sie dein Weib sei.

¹¹ So spricht der HERR: Siehe, ich will Unglück über dich erwecken aus deinem eigenen Hause und will deine Weiber nehmen vor deinen Augen und will sie deinem Nächsten geben, daß er bei deinen Weibern schlafen soll an der lichten Sonne. ¹² Denn du hast es heimlich getan; ich aber will dies tun vor dem ganzen Israel und an der Sonne.

¹³ Da sprach David zu Nathan: Ich habe gesündigt wider den HERRN. Nathan sprach zu David: So hat auch der HERR deine Sünde weggenommen; du wirst nicht sterben¹⁴ Aber weil du die Feinde des HERRN hast durch diese Geschichte lästern gemacht, wird der Sohn, der dir geboren ist, des Todes sterben. ¹⁵ Und Nathan ging heim. Und der HERR schlug das Kind, das Urias Weib David geboren hatte, daß es todkrank ward.

(2. Sam. 12, 1-15)

Wir müssen, bevor wir diese Auseinandersetzung interpretieren, uns in Erinnerung rufen, dass Nathan als Prophet alles andere als – quasi von Amts wegen – immun war gegen mögliche Nachstellungen des Königs. Wahrscheinlich, so dürfen wir uns denken, musste er all seinen Mut zusammen nehmen, um in die Höhle des Löwen zu gehen und diesen herauszufordern.

Gottesmänner, die unangenehme Wahrheiten oder missliebige Botschaft öffentlich aussprachen, konnten unnachsichtig verfolgt werden, wie zum Beispiel Hinweisen in den Prophetenbüchern Hosea und Jeremia zu entnehmen ist. Bei letzterem etwa heißt es: „...das Schwert hat eure Propheten gefressen wie ein würgender Löwe.“

Wer sich mächtigen Interessen in den Weg stellte, konnte sich seines Lebens oder seiner Unbescholtenheit durchaus nicht sicher sein, auch wenn er im Namen Gottes auftrat.

Das heißt: Ein bestimmtes Selbst- und Sendungsbewusstsein bedarf also dennoch einer gewissen Selbstüberwindung. Was ein anderes Wort für Zivilcourage ist.

VI.

„Der Herr sandte Nathan.“ Und nun hing alles davon ab, dass Nathan seinen Mann stand, das heißt, sein Amt mit seiner Person ausfüllte, seiner Verantwortung gerecht wurde, den Auftrag übernahm – und damit seine Pflicht erfüllte.

Darauf kommt es wohl an, wenn unsere Zivilcourage gefragt ist: Sich nicht weg zu ducken, wegzuhören, wegzusehen. Nicht aus der Verantwortung zu flüchten, zu der uns eine Stimme ruft. Mag sie *aus dem Inneren unseres Gewissens* kommen oder *als Notschrei von außen* an unsere Ohren dringen oder *als stummer Schrei* sich uns im Gesicht eines hilfebedürftigen Menschen offenbaren. Jetzt kann sich zeigen, was unser Glaube vermag bzw. was unser Glaube wirklich ist oder wert ist. Oder andersherum: Welche Bedeutung unsere Werte und Normen für uns haben in der *Praxis*, im *Alltag*, wie er uns urplötzlich widerfahren kann. Wie sehr Zivilcourage ein *jüdisch-christliches*, ein Glaubensthema ist, zeigt sich gerade an der Stellschraube der Praxis.

Ausführlich formuliert und begründet hat dies der (verstorbene) Berliner Theologe Helmut Gollwitzer in seinem großartigen Buch „Krummes Holz – aufrechter Gang“. In meinen ersten Amtsjahren als Pfarrer schon und jetzt, fast 40 Jahre später, habe ich es noch einmal gelesen und fand den Satz unterstrichen und zitiere ihn jetzt wieder: „Judentum und Christentum sind Praxis; der Glaube ist Praxis, und zwar soziale Praxis.“ (S. 202, 7. Auflage) Und Glaube *objektiviere* sich im vertrauenden *Tun*.

Aus diesem Gottvertrauen heraus stellte der Prophet Nathan den großen König David zur Rede. Sein personales *Verhältnis* zu Gott entfaltete sich in einem couragierten *Verhalten*.

VII.

Nathan sprach zu David: „Es waren zwei Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm.“ Es ist kein frontaler Angriff, den der Prophet startet. Um die Verwerflichkeit, das Unrecht der Besitzergreifung des Königs demselben vor Augen zu führen, bedient sich Nathan der *Dip-*

lomatie bzw. der *Dichtung*. Er verfremdet die Situation und ermöglicht so dem Beschuldigten Distanz zum eigenen Tun, was die Voraussetzung dafür ist, es von außen betrachten und beurteilen zu können.

Nathans kluge Vorgehensweise besteht darin, den König das tun zu lassen, was des Königs ist: Über die Einhaltung von Gesetzen zu wachen und Rechtsbrecher zu überführen und zu verurteilen. Nathan weist den König in die Schranken. Mit dem Ziel, dass sich dessen Despotismus nicht wiederhole, den er bei dem faktischen Mordanschlag auf seinen Feldherrn Uria auslebte.

Zivilcourage ist hier verbunden mit äußerster Umsicht und der klaren Absicht, denjenigen nicht unnötig zu provozieren, dem man sich in den Weg stellt.

Zivilcourage schöpft nicht aus dem Affekt der Aggression, sondern aus der Vernunft der Deeskalation, der Beschwichtigung der erregten Gemüter. Sie lässt Vorsicht walten und ermöglicht dem zur Rede Gestellten, einen Rückzieher zu machen, ihn zur Umkehr zu bewegen. Sie setzt auf die aufweckbare Menschlichkeit im kritisierten Gegenüber, rechnet damit, dass auch dieses nicht völlig gewissenlos ist.

So macht Nathan alles richtig. Der König urteilt über den ihm vorgetragenen Fall, wie der Prophet es erwartet hat. Und nun erst spricht Nathan sein: „*Du bist der Mann.*“

Diese Umsicht, Vorsicht und Rücksicht in Nathans Handeln setzt den Prozess in Gang, in dem ein Mächtiger seinen Despotismus erkennen und bereuen kann.

VIII.

Ich weiß, liebe Gemeinde, dies alles ist gut zu wissen, wenn wir über Zivilcourage reden und diese von uns und anderen *erwarten*. Denn dass ein Mensch in einer *bestimmten Situation tut, was er kann*, „ist die Grundlage aller menschlichen Sittlichkeit“, wie John F. Kennedy in seinem Buch geschrieben hat. Ja, gut zu wissen, doch nicht immer leicht zu befolgen und in einer brenzligen Situation umzusetzen. Doch mehr, als uns ein paar Verhaltensregeln in Erinnerung rufen,

kann die *Polizei* auch nicht, wenn sie als ersten Grundsatz aufstellt: „*Gefahrlos* handeln – ich helfe, ohne mich selbst in Gefahr zu bringen.“ Etwas offener liest sich die Sache bei dem Tübinger *Politikwissenschaftler* Gerd Meyer: „Es gibt häufig nicht bestimmbare Risiken, das heißt, der Erfolg zivilcouragierten Handelns ist meist unsicher, und der Handelnde ist bereit, Nachteile in Kauf zu nehmen.“

Wenn Zivilcourage „die Grundlage aller menschlichen Sittlichkeit“ ist, dann ist sie an vielen möglichen Einsatzorten gefragt. Sie ist die je zu suchende Antwort auf eine konkrete Situation. Wir muten sie idealerweise *jedem* Menschen zu – aber *nicht* jedem in *derselben* Weise. Dass ein Mensch wirklich auch *tue*, wozu *er* – als erwachsene Frau oder Mann oder als junger Mensch – in einer bestimmten Situation tatsächlich *in der Lage ist*, wäre vielleicht schon genug, um das Ideal sozusagen flächendeckend wirksam werden zu lassen. Zivilcourage *muss* wohl unterschiedliche Gesichter haben, wenn sie das *Tun des Möglichen* eines *bestimmten* Menschen ist. Zum Beispiel was sein Engagement für Demokratie und Menschenrechte anbelangt.

IX.

Heldenmut ist von *niemandem* zu verlangen. Aber man kann sich selbst durchaus zumuten, seine viele Jahre und aus gutem Grund gepflegte Freude auf einen Türkei-Urlaub zurückzustellen und den Reiseverzicht als Protest an der Politik des Präsidenten Erdogan zu artikulieren. Kein Verständnis bringe ich Leuten entgegen, die mir im vergangenen Sommer gesagt haben, sie seien ja nicht politisch, und deshalb ließen sie sich nicht von dem abbringen, was sie so viele Jahr schon genossen. *Selbst* „nicht politisch zu sein“, kann ja nicht zwangsläufig heißen, die Augen davor zu verschließen, was *anderen* mit einer *bestimmten Politik* angetan wird.

Zivilcourage ist das Gegenteil von sich aus allem heraushalten wollen, ob im Urlaub, am Arbeitsplatz oder im Staat.

X.

Wie also umgehen mit Despoten? *Diplomatisch* tat es Nathan. Eine andere Sprache empfahl vor wenigen Wochen der Kölner Journalist und Publizist Günther Wallraff. Einer deutschen Zeitung sagte er im Interview: „Ein Despot versteht die Sprache der Diplomatie nicht, *ihm muss man die Stirn bieten.*“

Wallraff ging bei seiner Türkeireise im Herbst bewusst das Risiko ein, in der Türkei festgenommen zu werden. Der 75-Jährige ließ es sich dennoch nicht nehmen, einen nach ihm benannten Preis für kritischen Journalismus an seinen inhaftierten Kollegen Ahmet Sik zu übergeben.

Doch auch Wallraff handelte nicht unüberlegt. Er tat das *Seine*, das *ihm* Mögliche. *Sein* Kalkül: Von ihm ist ja noch bekannt, dass er – getarnt als türkischer Leiharbeiter „Ali“ – über zwei Jahre lang mit seinen türkischen Kollegen in Deutschland extreme Ausbeutung, Demütigung und Rassismus erlebt und erlitten und danach die Öffentlichkeit darüber informiert hat. Daher werde er, sagte er im Interview, von vielen der in Deutschland lebenden türkischen *Arbeitsimmigranten* sehr geschätzt. Er könne aber nicht verstehen, dass gerade *unter diesen* Erdogan so viel Zustimmung erfahre. Deshalb kam Wallraff zu der Schlussfolgerung: „...*(ich) bin...es heute den türkischen Einwandererfamilien schuldig, mit aller Deutlichkeit Position gegenüber der Politik Erdogans zu beziehen.*“

Wallraffs Kalkül ging auf: Er wurde nicht festgenommen. Sein Mut, der mit der möglichen Solidarität der deutsch-türkischen Erdogan-Anhänger rechnete, brachte Erdogan in eine Zwickmühle und ließ ihn an eine Grenze stoßen. Mehr noch: Wallraffs Zivilcourage setzte auch ein starkes Zeichen gegen deutsch-türkische Mitläufer, die ihr Mitläufertum in einem demokratischen Staat wie dem unseren nichts kostet.

XI.

Mein Ergebnis lautet: Wie sich Zivilcourage am besten artikuliert, müssen wir gelegentlich miteinander diskutieren, damit niemand überfordert und niemand unterfordert wird und es zu möglichst koordinierten Aktionen kommen kann. Jeder und jede ist wichtig und sehe zu, wo er oder sie sich einbringen kann.

Zivilcourage bedarf der *Schwarm-Intelligenz*.

XII.

Eine Frage, die ich am Anfang gestellt habe, ist noch offen: Wer oder was kann uns mutig machen, kann das in unserer Seele zu suchende Quantum Mut aktivieren, stabilisieren und optimieren?

In ihrem 1971 veröffentlichten Vortragsbändchen, „Das Recht ein anderer zu werden“, schrieb Dorothee Sölle einen Aufsatz mit dem Titel: „Umgang mit sich selbst“. Sölles These ist: Das eigene Ich ist nichts unveränderbar Gegebenes, ein für allemal Feststehendes, sondern es ist formbar. Wir eignen es uns an, indem wir einen Dialog mit uns selber führen, mit dem Ziel, unsere Ich-Stärke zu vermehren. Dabei handelt es sich nicht um ein egoistisches Bestreben oder narzisstisches Unterfangen.

Es ist das Bemühen um echte Selbständigkeit und Freiheit und Immunwerden gegen unreflektiertes Mitläufertum und die vielen Trends und Moden der Konsumgesellschaft. Das Ziel ist – um mit Erich Fromm zu sprechen – das *Sein*, nicht das *Haben*. Sölle erinnert an Sigmund Freuds Diktum vom seelischen Reifen des Menschen: „*Wo Es war, soll ich werden.*“

Aus dem von vielerlei Einflüssen und Mächten umgetriebenen Menschen kann der planende, gestaltende, verantwortungsbewusste, der sich seiner Sozialität bewusste Mensch werden. Der Mensch *mit* anderen und *für* andere. Der Mensch, dem die Maßstäbe für sein Leben nicht von seinem am Konkurrenzdenken orientierten Überich diktiert werden.

Die Zerstörung des Ich sei, meint Sölle, auch an Menschen festzustellen, „die in versteinerten religiösen Traditionen leben.“ Im Gegensatz zum religiös Traditionellen, außen Geleiteten steht für sie der Glaubende: „Der Glaubende ist ein Mensch, der gelernt hat, ‚ich‘ zu sagen ohne Überheblichkeit, die eine Form der Angst ist, mit einer Gewissheit, die man an Jesus von Nazareth ablesen kann.“ (S. 39)

Der Glaube schenke diese Freiheit, er mache furchtlos.

XIII.

So lassen Sie mich nun meine Gedanken zum Thema Zivilcourage abschließen mit zwei Zitaten, die beide ein Glaubensbekenntnis sind, das erste, von Dorothee Sölle, ein *implizites*: „Wie kommt es aber, dass Jesu Ich so stark war? ... Diese großen Vokabeln wie *Vollmacht* oder *Gottessohnschaft* erklären nichts.“ Ich füge hinzu: So wenig wie der *Propheten-Titel* etwas erklärt. Und weiter mit Sölle: „Ich kann das Geheimnis Jesu nur verstehen, wenn ich es teile. Ich kann die Furchtlosigkeit nur dann Gnade nennen, wenn ich selber furchtlos geworden bin.“ (S. 40)

Dietrich Bonhoeffer, einer der führenden Köpfe des Widerstands gegen die Nazi-Diktatur, hat ein Glaubensbekenntnis formuliert, in dem es heißt: „Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“

Ob jemand Mut hat, das zeigt sich erst, wenn er oder sie ihn braucht. Bonhoeffer findet ihn nicht als Vorrat vor, sondern als je aktuelles Geschenk des Glaubens. Anders gesagt: Mut ist demnach letztlich unverfügbar. In Bonhoeffers Auffassung und existentieller Erfahrung sind Mut (Mut vor den Menschen und Vertrauen zu sich selbst) und Demut (Demut vor Gott) ein Zwillingsspaar.

Und damit sind wir, liebe Gemeinde, am Ende wieder am Anfang bei Kennedys Diktum: Mut „muss jeder in seiner eigenen Seele suchen.“

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel)
Im Anschluss: Jazzmatinee „Jazz in der Kirche“

„Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ Sorge für Universität, Gesellschaft und Kirche

Dr. Dieter Wagner

Kuratoriumsvorsitzender der TU Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 05. Juli 2020

Als ich von den Herren Seckinger und Stief den Titel für die heutige Kanzelrede beim Universitätsgottesdienst erhielt, dachte ich zunächst an einen Tippfehler: „Sorge für Universität, Gesellschaft und Kirche“. Musste das nicht richtigerweise „Sorge um Universität, Gesellschaft und Kirche heißen“?

Die aktuellen Meldungen sprechen ja eher für das Sorgen um ...

- Universität: Digitale Vorlesungen statt Präsenzveranstaltungen und spezifisch für die TUK die anstehende Zusammenlegung mit dem Standort Landau.
- Gesellschaft: Polizeigewalt in den USA, Straßenschlachten in Stuttgart, der Stadt der Kehrwoche, Angriffe auf Polizei und Hilfskräfte.
Und in Zeiten von Corona, nach wenigen Monaten neue „Hot Spots“ durch Leichtsinn, oder muss es nicht richtiger heißen, Verantwortungslosigkeit gegenüber der Gesellschaft?
- Kirche: Massenhafte Austritte aus der Kirche, und Kirche in den Schlagzeilen wegen Missbrauchs-vorgängen.

Ein düsteres Bild, verstärkt durch die zunehmende Macht der sogenannten „Sozialen Medien“, in denen jeder seine, wenn auch oft noch so abstrusen, Ansichten einem breiten und leider für negative Nachrichten höchst empfänglichen Publikum darbieten kann. Also doch ein Druckfehler, dieses „Sorge für Universität, Gesellschaft und

Kirche"? Nach ein wenig Nachdenken fand ich dann den Titel der heutigen Predigt doch richtig, denn es handelt sich ja um einen „Ökumenischen Universitätsgottesdienst der Technischen Universität und der Hochschule Kaiserslautern“.

Bitte seien Sie nicht enttäuscht, wenn Sie statt der ortsüblichen akademischen Ausführungen hier einfache Aussagen hören werden, des Öfteren basierend auf konkreten Beispielen, die sicher nicht flächendeckend sind, die sich aber auf meine persönlichen Erfahrungen stützen, nach vielen Jahre Tätigkeit in der Industrie, an Universitäten, in der Gesellschaft und für die Kirche.

Wenn ich dabei etwas gelernt habe, ist es die Erkenntnis, dass es unabhängig vom Aufgabengebiet immer um Menschen geht. Die Menschen sind es, die den Erfolg von Institutionen und Organisationen ausmachen.

„Der Mensch im Mittelpunkt“ wird auch der „rote Faden“ für diese Predigt sein, nicht hochphilosophisch, nicht religiös definiert, dafür eher pragmatisch und konkret.

„Der Mensch ist Mittelpunkt“, und nicht wie heute – ebenso oft wie falsch gedacht und gehandelt – „Der Mensch ist Mittel. Punkt.“

Aber bleiben wir bei der im Titel vorgegebenen Reihenfolge: Sorge für Universität, Gesellschaft, Kirche.

SORGE FÜR DIE UNIVERSITÄT

Universitäten, Hochschulen, gelten als Hort des Wissens, des „Besser-Wissens“ und manchmal auch des „Mehr Wissens“. Und ein wichtiger Grundsatz dabei ist die „Freiheit der Lehre“. Aber Freiheit der Lehre heißt auch Verantwortung für das „Gelehrte“ und für die „Belehrten“. Je größer die beanspruchte Freiheit, desto größer die Verantwortung. Und das gilt nicht nur für die Lehre an Hochschulen.

Hochschule und Universität sind auch Ausbildungsort für künftige Führungskräfte, die „Leader“ in Gesellschaft und auch in der Kirche. Wie bereiten wir in unseren Hochschulen/Universitäten die Menschen vor, die künftig die Zukunft von Universität, Gesellschaft und Kirche wesentlich beeinflussen werden? Eindeutiger Schwerpunkt: die Vermittlung vorwiegend von Fachwissen. Dabei spiegelt Fachwissen – egal welcher Fachrichtung – doch oft nur den aktuellen Stand unseres (beschränkten) Wissens wider. Als Naturwissenschaftler weiß ich, dass auch Naturgesetze dieser Regel folgen. Sie machen uns, Dank der „Gelehrten“ und je nach deren Ansehen glauben, unverrückbar zu gelten, die absolute Wahrheit darzustellen. Und dann gibt es neue Erkenntnisse und neue absolut unverrückbare neue Naturgesetze werden veröffentlicht.

Bei wissenschaftlichen Arbeiten steht in aller Regel eine Literaturrecherche am Anfang. Engt das nicht auch den weiten Raum des unvoreingenommenen und kreativen Denkens ein? Wer widerspricht schon als Studierender renommierten Wissenschaftlern?

Und was bestimmt die Noten in Klausuren und Abschlussprüfungen, wonach werden Bewerbungen zuerst beurteilt, nach den Noten. Noten, die doch nur etwas aussagen über den Kenntnisstand des gelehnten und gelernten Fachwissens.

Um Missverständnisse gerade in diesem Umfeld zu vermeiden: natürlich brauchen wir Fachwissen, natürlich muss das vermittelt, gelehrt werden. Selbstverständlich gäbe es ohne „zweckfreie Forschung“ keine Fortschritte. Aber was wir nach meiner festen Überzeugung deutlich mehr bräuchten, wäre die Fähigkeit, dieses Fachwissen für die Menschen einzusetzen.

Universitäten und Hochschulen als Bildungsstätten der künftige „Elite“. Elite, heute oft negativ belegt und gleichgesetzt mit Überheblichkeit, Abgehobenheit, weit weg vom realen Leben, von den täglichen Sorgen des Großteils der Bevölkerung.

Ob man nach Absolvieren einer Hochschule oder Universität später wirklich zur Elite gehört, bestimmt nicht die Studienrichtung, nicht die Abschlussnote als Bachelor oder Master und auch nicht – sorry wenn ich das gerade an einer Universität sage – die erfolgreiche Habilitation. Ebenso wenig das Einkommen, die Zahl der Veröffentlichungen oder die Auftritte in Fernsehtalkshows bzw. in den bunten Blättern der Illustrierten. Ob man zur Elite gehört, diese Anerkennung bekommt man von den Menschen, mit denen man zu tun hat und für die man etwas tut. Nicht Titel und Noten sind entscheidend, es sind die Taten jedes Einzelnen. Taten für wen? Für die Universität, die Kirche, die Gesellschaft!

Lassen sie es mich in zwei Worten zusammenfassen: neben Fachkompetenz sollte das Umsetzen dieses Fachwissens für und mit den Menschen, die „soziale Kompetenz“ an den Universitäten und Hochschulen eine wichtige Rolle spielen. Sie sollte noch viel intensiver gelehrt und gelebt werden. Der Mensch muss und wird wieder mehr im Mittelpunkt stehen.

Oder um es mit Arthur Schopenhauer zu sagen: „Natürlicher Verstand kann fast jede Art von Bildung ersetzen, aber keine Bildung kann den natürlichen Verstand ersetzen!“

SORGE FÜR DIE GESELLSCHAFT

Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie stellen wir scheinbar seltsame Dinge fest, Gewohntes wird in Frage gestellt, anderes scheinbar völlig neu entdeckt.

Einige Beispiele:

- Kinder sind zu Hause und „nerven“. Ist es so ungewöhnlich, dass Kinder zu Hause sind? Freiheit und Verantwortung gekoppelt, auch und gerade hier.
- Vater und/oder Mutter statt ganz- oder halbtags im Büro, auf der Arbeit zu sein sind zu Hause im „Home Office“.

- Häuslicher Stress verursacht ein Ansteigen der Scheidungsraten und das nennt man dann Familie?
- Statt Präsenzveranstaltungen, Besprechungen, Dienstreisen gibt es Videokonferenzen.
- Urlaubsreisen, die Freiheit zu globaler Bewegung als Selbstverständlichkeit. Und plötzlich Verantwortung gegenüber anderen Menschen in fremden Ländern, Quarantäne bei Rückkehr.
- Trotz Verbots Großveranstaltungen, die neue Hot Spots auslösen und eine viel größere Zahl von Unbeteiligten ihrer Freiheit berauben.

Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Wieder nur Negatives? Wo sind die Meldungen über die vielen Hilfsaktionen, auch gerade von der so gerne gescholtenen „Szene-Jugend“? Wo ist die Meldung über fürsorgliche Hilfen innerhalb von Familie und Freundeskreisen? Wo sind die Meldungen über das Wiederentdecken der Bedeutung von Familie und Freundschaften?

Rund hundert Chaos verursachende, vorwiegend Jugendliche in Stuttgart füllen tagelang Presse, Rundfunk und Fernsehen. Tausende von hilfsbereiten Jugendlichen werden beiläufig, wenn überhaupt erwähnt.

Kein Buch, keine Lehrveranstaltung zum Thema Führung und Verantwortung ohne die Theorie „Der Mensch ist Erfolgsfaktor Nr. 1!“ Welch' scheinbarer Widerspruch zur Praxis in einer Zeit, in der die Ankündigung von Personalabbau die Aktienkurse in die Höhe treibt, einer Zeit, die von Zahlen und Analysten geprägt und in welcher der Mensch zum Kostenfaktor degradiert wird.

Vielleicht hat diese Pandemie bei all ihrem Schrecken auch gute Seiten, z.B. die Erkenntnis, dass Menschen doch wichtig sind, dass der Mensch doch im Mittelpunkt stehen sollte.

Vielleicht setzt sich ja die Erkenntnis durch, dass der so oft gescholtene Begriff „Werte“ für die Gesellschaft doch eine Bedeutung hat.

Es gibt dabei eigentlich nur einen Wert, der durchgängig hält. Das ist der uneingeschränkte Respekt vor Menschen. Menschen zu respektieren, in jeder Situation, sollte doch so einfach sein, schließlich will jeder von uns respektiert werden.

SORGE FÜR DIE KIRCHE

Eingangs habe ich von Kirchenaustritten gesprochen. Bei den meisten geht es nachweislich nicht um das Einsparen der Kirchensteuer, es geht vielmehr darum, dass man das Vertrauen in diese Institution verloren hat.

Es gibt viele, die ihren Kirchenbeitrag gemeinnützigen Institutionen zur Verfügung stellen.

Wo ist die Kirche, die Halt gibt in einer Zeit, in der aufgrund des Massenangebots an Informationen und Waren die Menschen immer mehr verlässliche Orientierung suchen.

Selten hat es so viel nach Hoffnung und Glaube an Wahrhaftiges lechzende Menschen gegeben und selten so viel Sehnen nach Strukturen, auf die man wirklich bauen kann. Das gilt für Familien, das gilt für Parteien und Vereine.

Was macht die Kirche eigentlich mit diesem Potential?

Gut, die Kirche sieht eine ihrer Hauptaufgaben seit jeher darin, sich um die Armen, die Benachteiligten zu kümmern, versucht in ihrem Sinn zu missionieren. Das ist auch relativ einfach, denn ihnen fühlen wir uns ja überlegen.

Um helfen zu können, braucht es neben Glauben, gutem Willen auch Geld, das kann aber nur von denen kommen, die welches haben. Wann fängt die Kirche, wann fangen wir Christen an, die Reichen und Mächtigen dieser Welt zu missionieren?

Glauben und ständiges Hinterfragen, wie heute üblich, ist das nicht ein Widerspruch?

Ich behaupte nein. Denn wenn wir Angst vor Fragen hätten, wäre es mit unserem Glauben nicht weit her.

Ein paar dieser Fragen als Beispiel:

- Warum wird in unserer Kirche so wenig gelacht? Müssen wir denn traurig darüber sein, dass es uns bei allen Herausforderungen doch so gut geht?
- Warum müssen wir in einer lebendigen Kirche so todernst sein? Kennen Sie auch das Gefühl, dass Sie, wenn Sie ein wunderbares Konzert hören – oder wie heute, diese wunderbare Musik –, am Ende zögern, ob man hier in einem Gotteshaus klatschen darf? Sich darüber freuen, hörbar, sichtbar!
- Warum ist immer noch ein Großteil unsrer Kirchenlieder aus längst vergangenen Jahrhunderten? Haben wir nichts dazu gelernt, können wir mit den vielen neuen Erkenntnissen unserer Zeit nichts verbessern?

Wenn wir auf solches Hinterfragen einmal keine Antwort wissen, warum sagen wir das nicht einfach?

Egal ob Universität, Gesellschaft oder Kirche, es ist allemal glaubwürdiger zu sagen, ich weiß das nicht, als irgendeine falsche Begründung zu liefern, auf die der andere sich aus Höflichkeit nicht mehr nachzufragen traut.

Wie bewerten wir Christen den Satz: „Das musst du einfach glauben!“ Warum sagen wir nicht, ich glaube das! Ich kann dir vielleicht nicht erklären warum, aber ich glaube ganz fest daran, und es hilft mir. Versuchen wir doch zu überzeugen, statt zu überreden.

Ich habe einmal über die Frage, was der Auftrag unserer Kirche sei, eine interessante Antwort gelesen:

„Kirche hat nicht die Aufgabe die Menschen, die Gesellschaft oder gar die Welt zu verändern. Aber wenn die Kirche ihre Aufgabe erfüllen würde, würden sich Menschen, Gesellschaft und die Welt ändern.“

„Du stellst meine Füße in einen weiten Raum“ – ich habe die Überschrift über den heutigen Universitätsgottesdienst nicht vergessen.

Gott hat meine Füße auf weiten Raum gestellt, aber wie nutze ich ihn? Für wen nutze ich diesen Raum?

Weiter Raum bedeutet Freiheit, intellektuelle, gesellschaftliche und Glaubensfreiheit. Aber Freiheit bedeutet auch Verantwortung. Verantwortung für wen?

Zugegeben, mein Versuch, eine Klammer zwischen Universität, Gesellschaft und Kirche zu finden war durchaus mit kritischen Anmerkung versehen. Diese Klammer besteht nach meiner Überzeugung darin, dass wir es bei allen drei Begriffen an erster Stelle und vor allem immer mit Menschen zu tun haben.

Worin wir investieren sollen und müssen, sind Menschen!

Dabei ist besonders wichtig, den Menschen zuzuhören und das, was sie sagen ernst zu nehmen, es als Realität zu respektieren. Wir haben von Gott zwei Ohren und einen Mund bekommen, in diesem Verhältnis sollten wir sie auch gebrauchen. Denn Kommunikation, ob an der Universität, in der Gesellschaft und auch in der Kirche sollte mit Zuhören und nicht mit Reden beginnen.

Üblich ist heute die Bemerkung in schwierigen Zeiten: „Dann sollen die da oben doch erst einmal etwas ändern!“ Dabei sind Universität und Kirche hier durchaus auch gemeint. Wenn wir die Verantwortung auf andere schieben, das Verhalten anderer ändern wollen, dann zeigt ein Finger auf das Gegenüber, drei auf uns selbst. In diesem Verhältnis können wir Veränderungen bewirken. Und ich bleibe bei der Überzeugung, dass jede und jeder Einzelne seine Verantwortung auf seinem Platz wahrnehmen muss.

Besseres Wissen, mehr Wissen, auch Fachwissen gibt weiten Raum, fester Glaube gibt weiten Raum.

Es sollte uns „selbst bewusst“ sein, dass wir die Freiheit haben, dank der Ausbildung an einer Hochschule, einer Universität mehr wissen zu dürfen. Diese Freiheit sollte uns dankbar, ja demütig machen.

Einen festen Glauben zu haben, ist ebenso ein Privileg, das uns dankbar, demütig machen sollte. Nur wenn wir uns selbst bewusst sind, dass wir Halt und Zuversicht im Glauben finden, können wir diesen Halt und diese Zuversicht gerade in Zeiten der Verunsicherung anderen geben.

Und die Verantwortung, die sich daraus ergibt, sollten wir nutzen, im Rahmen unserer individuellen Möglichkeiten diese Welt ein wenig besser zu machen.

Wie in solchen Vorträgen üblich, folgt noch ein Zitat, das vor fast 85 Jahren von dem für seine Komödien bekannten Autor Curt Götz in seinem „Dr. med. Hiob Prätorius“ verfasst wurde und doch nichts an seiner Aussagekraft verloren hat: „Gelehrt sind wir genug, was uns fehlt ist Freude, was wir brauchen ist Hoffnung, was uns nottut ist Zuversicht!“

Lassen Sie mich also enden mit der positiven Interpretation des Predigttextes:

Wir haben einen weiten Raum, in den unsere Füße gestellt sind.

Lassen sie ihn uns mit „demütigem Selbstbewusstsein“ gestalten.

Keiner von uns kann die Welt ändern.

Aber wenn jede/r Einzelne in seinem persönlichen Bereich den vorhandenen weiten Raum nutzt, aktiv zur Sorge für Universität, Gesellschaft und Kirche beizutragen, dann werden wir, unsere Kinder und Enkel eine Welt vorfinden, in der es bei allen Herausforderungen – und die wird es auch künftig geben – Freude macht, zu leben.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern

Musikalische Gestaltung: „Igapó“, Sandrinha Barbosa (Gesang),
Hubert Groß (Gitarre), Jörg Kirsch (Bass)

„Ihr aber lasst's euch nicht verdrießen, Gutes zu tun“

Dr. Ishak P. Lambé

Vorsitzender der Indonesischen Bibelgesellschaft (IBS), Jakarta

| Universitätsgottesdienst am 01. Dezember 2019

„Wir gebieten euch aber im Namen unseres Herrn Jesus Christus, dass ihr euch zurückzieht von allen Brüdern und Schwestern, die unordentlich leben und nicht nach der Überlieferung, die ihr von uns empfangen habt. Denn ihr wisst, wie ihr unserm Vorbild folgen sollt. Denn wir haben nicht unordentlich bei euch gelebt, haben auch nicht umsonst Brot von jemandem genommen, sondern mit Mühe und Plage haben wir Tag und Nacht gearbeitet, um keinem von euch zur Last zu fallen. Nicht, dass wir dazu nicht das Recht hätten, sondern wir wollten uns selbst euch zum Vorbild geben, damit ihr uns folgt. Denn schon als wir bei euch waren, geboten wir euch: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Denn wir hören, dass einige unter euch unordentlich wandeln und arbeiten nichts, sondern treiben unnütze Dinge. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie in dem Herrn Jesus Christus, dass sie still ihrer Arbeit nachgehen und ihr eigenes Brot essen. Ihr aber lasst's euch nicht verdrießen, Gutes zu tun.

Wenn aber jemand unserm Wort in diesem Brief nicht gehorsam ist, den merkt euch und habt nichts mit ihm zu schaffen, damit er schamrot werde. Doch haltet ihn nicht für einen Feind, sondern weist ihn zurecht als einen Bruder.“ (2. Thessalonicher 3, 6-15 / Lutherbibel 2017)

„Tetapi kami berpesan kepadamu, saudara-saudara, dalam nama Tuhan Yesus Kristus, supaya kamu menjauhkan diri dari setiap saudara yang tidak melakukan pekerjaannya dan yang tidak menurut ajaran yang telah kamu terima dari kami. Sebab kamu sendiri tahu, bagaimana kamu harus mengikuti teladan kami, karena kami tidak lalai bekerja di antara kamu, dan tidak makan roti orang dengan percuma, tetapi kami berusaha dan berjerih payah siang malam, supaya jangan

menjadi beban bagi siapa pun di antara kamu. Bukan karena kami tidak berhak untuk itu, melainkan karena kami mau menjadikan diri kami teladan bagi kamu, supaya kamu ikuti. Sebab, juga waktu kami berada di antara kamu, kami memberi peringatan ini kepada kamu: jika seorang tidak mau bekerja, janganlah ia makan. Kami katakan ini karena kami dengar, bahwa ada orang yang tidak tertib hidupnya dan tidak bekerja, melainkan sibuk dengan hal-hal yang tidak berguna. Orang-orang yang demikian kami peringati dan nasihati dalam Tuhan Yesus Kristus, supaya mereka tetap tenang melakukan pekerjaannya dan dengan demikian makan makanannya sendiri. Dan kamu, saudara-saudara, janganlah jemu-jemu berbuat apa yang baik.

Jika ada orang yang tidak mau mendengarkan apa yang kami katakan dalam surat ini, tandailah dia dan jangan bergaul dengan dia, supaya ia menjadi malu, tetapi jangan anggap dia sebagai musuh, tetapi tegorlah dia sebagai seorang saudara." (2. Tesalonika 3, 6-15)

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder in Jesus Christus!
Meine Frau Damaris und ich grüßen Sie herzlich. Gnade und Friede seien mit Ihnen.

Sidang Jemaat yang kekasih, Saudara-saudara yang kekasih dalam Yesus Kristus!

Saya bersama isteri saya, Damaris, menyampaikan salam hangat kepada Saudara-saudara; anugerah dan damai sejahtera melimpah atas Saudara-saudara.

Es ist mir eine große Freude, an diesem 1. Advent 2019 hier bei Ihnen die Predigt halten zu dürfen. Ja, es ist eine gute Gelegenheit, mit Ihnen über die biblisch-theologische Bedeutung des Advents nachzudenken, trotz – es tut mir leid – einer gebrochenen deutschen Sprache von mir. Unser Thema lautet: „Ihr aber lasst’s euch nicht verdrießen, Gutes zu tun“ – entnommen aus dem 2. Thessalonicher-

brief, Kapitel 3, Vers 13. Gutes tun, das klingt sehr normativ. Es ist grundlegend für alle Menschen, für alle ethnischen Gruppen, für alle Kulturen, ja sogar für alle Religionen.

Merupakan suatu sukacita besar bagi saya, atas kesempatan yang diberikan untuk menyampaikan khotbah dalam persekutuan dengan Saudara-saudara di Minggu Advent I 2019 ini. Benar, inilah kesempatan yang baik untuk bersama-sama menyegarkan pemahaman kita mengenai makna teologis-alkitabiah Advent itu, walaupun dengan bahasa Jerman saya yang patah-patah. Tema kita saat ini saya angkat dari 2 Tesalonika 3: 13, sebagai berikut: „Dan kamu, saudara-sadara, janganlah jemu-jemu berbuat apa yang baik.“ „Melakukan yang baik“ sesungguhnya merupakan pesan yang sangat mendasar bagi siapapun, dari suku atau bangsa manapun, dari lingkungan kebudayaan manapun, ya bahkan dari kelompok agama manapun.

Vielleicht dürfen wir als einfaches, aber wie ich es verstehe, tiefreichendes Beispiel die unterschiedlichen religiösen Grußworte nehmen. Bei uns in Indonesien sind folgende Grußworte üblich, nämlich im Islam: „‘assalam ‘alaikum/‘assalam ‘alaikum warachmatullahi wabarakatu“ – „Friede sie mit euch, und Gottes Gnade und Segen“, bei Christen: „shalom/schalom ‘aleikhem“ – „Friede sei mit euch“. Bei Hindus: „Om Swasti Astu“ – „Gottes Gnade und Segen für Sie, oder Gott tut Gutes für Sie“.

Ada baiknya kita mengambil satu contoh sederhana namun, menurut paham saya, menyentuh inti sari semangat yang menjwai paham dan pengajaran agama-gama yang ada; yaitu salam agama-agama. Bagi kita di Indonesia, kita mengenal berbagai salam agama-agama, yaitu, antara lain: Islam: ‘assalam ‘alaikum/‘assalam ‘alaikum warachmatullahi wabarakatu (damai sejahtera atas kamu, dan anugerah serta berkat Allah), Kristen: ‘shalom/schalom ‘aleikhen (damai sejahtera atas kamu), Hindu: Ohm Swasti Asthu (berkat dan

anugerah Allah atas Saudara/biarlah Allah selalu melakukan yang baik untuk Saudara).

All diese Grußworte reflektieren die Kernbotschaft „... nicht verdrießen, Gutes zu tun“, und im täglichen Leben zueinander halten. Und zwar gegen die Fehlinterpretation und die falsche Wahrnehmung von der Paulus im Brief berichtet wegen des Wiederkommens Jesu Christi. Wegen der falschen Wahrnehmung gab es Fehlverhalten im Leben innerhalb der Gemeinde.

Salam agama-agama ini semuanya memancarkan semangat dan ajakan untuk „... tidak jemu-jemu berbuat baik“, dan selalu berjalan bersama dalam kehidupan sehari-hari. Paulus memberikan pesan sedemikian itu kepada jemaat di Tesalonika; yaitu untuk melawan salah tafsir dan salah paham terhadap apa yang telah ia sampaikan sebelumnya kepada jemaat tersebut, yaitu tentang kedatangan kembali Yesus Kristus. Sebab dengan adanya tafsir dan pemahaman yang keliru itu mengakibatkan berbagai tindak kehidupan yang keliru di dalam jemaat.

Wie haben eigentlich manche Gemeindemitglieder in Thessalonich die Botschaft, von der Paulus berichtet und die er verkündet, nämlich das Wiederkommen Jesu Christi, fehlinterpretiert und falsch wahrgenommen? Ja, sie dachten, Jesus Christus würde sehr bald wiederkommen. Deswegen müsste, so dachten sie, alles ignoriert werden, man kümmerte sich um nichts mehr, man dachte nur an die Zeit des Wiederkommens Jesu Christi, was ja bald geschehen sollte. Paulus nennt diejenigen, die das Missverständnis und die Misswahrnehmung der Botschaft von Wiederkommen Jesu Christi haben und ihr Leben entsprechend praktizieren „unordentlich“: ... „einige unter euch wandeln unordentlich und arbeiten nichts, sondern treiben unnütze Dinge.“ (V. 11)

Bagaimana sebenarnya kalangan tertentu di dalam jemaat Tesalonika keliru menafsirkan dan memahami pemberitaan

rasul Paulus tentang kedatangan kembali Yesus Kristus itu? Ya, yaitu mereka memahami bahwa kedatangan kembali Yesus Kristus itu akan segera terjadi. Tidak lama lagi! Oleh karena itu -- demikian kesimpulan mereka – lupakan sajalah segala-sesuatu, tidak perlu menyibukkan diri untuk apapun; pikirkan dan nantikan sajalah kedatangan kembali Yesus Kristus, yang akan segera terjadi! Paulus menyebut mereka yang menyebarkan salah pengertian dan salah paham tentang kedatangan kembali Yesus Kristus itu sebagai ". orang yang tidak tertib hidupnya dan tidak bekerja, melainkan sibuk dengan hal-hal yang tidak berguna." (Ayat 11)

Was bedeuten eigentlich diese Worte „unnütze Dinge treiben“? Lassen Sie mich einen biblischen Kommentar zu diesem Satz zitieren: „Worin diese konkret bestehen (das Treiben unnützer Dinge), wird nicht gesagt. Die Empfänger des Briefes wissen es, sodass es nicht geschildert zu werden braucht. Jedenfalls verhalten sie sich passiv, wo sie Aktivität entfalten sollten, und sie sind aktiv, wo eine gewisse Inaktivität am Platze wäre ... Wahrscheinlich sind es eschatologische Schwärmer, die in Anbetracht der bevorstehenden Ankunft Christi das Arbeiten aufgegeben haben.“

Apakah yang Paulus maksudkan dengan „... sibuk dengan hal-hal yang tidak berguna“ (Ger.: „unnütze Dinge treiben“; English RSV: „mere busybodies“)? Berikut saya mengutip salah satu tafsiran tentang ungkapan ini: „Tidak dikemukakan secara jelas mengenai apa yang dimaksudkan dengan ungkapan ini? Penerima surat kiriman yang bersangkutan sudah tahu, sebab itu tidak perlu lagi dijelaskan lebih jauh. Tetapi satu hal jelas, mereka ini bersikap pasif ketika dibutuhkan keaktifan mereka, dan sebaliknya mereka sibuk berurusan pada saat yang tidak dibutuhkan ... Besar kemungkinan mereka tenggelam dalam angan-angan eskatologis bersangkutpaut dengan kedatangan kembali Yesus Kristus, sehingga mereka mengabaikan pekerjaan mereka (baca : tugas tanggungjawab mereka).“

Fehlinterpretation und Fehlwahrnehmung bezüglich religiöser Lehren bringen immer viele Schwierigkeiten mit sich und können sogar zu menschlichen Tragödien führen. Sehen Sie, was im Nahen Osten passiert. Aber auch bei uns in Indonesien sind Fehlinterpretation bzw. Fehlwahrnehmung einer religiösen Lehre eine aktuelle Bedrohung. Von dergleichen wachsen Intoleranz, Radikalismus und Terrorismus.

Salah menafsirkan maupun salah memahami sesuatu pengajaran keagamaan selalu mengakibatkan banyak kesulitan bahkan dapat membawa kepada tragedi kemansuaiaan. Lihatlah apa yang terjadi di Timur Tengah. Tetapi di negeri saya, Indonesia, pun salah tafsir dan salah memahami pesan-pesan keagamaan merupakan salah satu bentuk ancaman. Sebab dari salah tafsir dan salah memahami itu berkembang sikap intolerans, radikalisme, dan bahkan terorisme.

Immer wieder passiert in meinem Heimatland durch einen Selbstmordbombenanschlag ein terroristisches Attentat. Ein sehr tragischer Selbstmordbombenanschlag war das Attentat, das von einer Familie (alle zusammen: Mann, Frau, vier Kinder im Alter von 18, 16, 12, und 9) im 13. Mai 2018 durchgeführt wurde, und zwar, wie es berichtet wird, in Vertretung der ISIS, des Islamischen Staates im Irak und Syrien. Sehr tragisch, weil die Kinder eigentlich dagegen waren, Selbstmord zu machen. Sie waren sehr traurig und haben geweint. Die Eltern hatten sie aber mit himmlisch imaginären Geschichten überzeugt, dass sie danach, nach dem Bombenanschlag, das Leben im Paradies mit viel Herrlichkeit erwartet – von Gott als angebliche Belohnung gegeben.

Di negeri saya seringkali terjadi tindakan teroris dalam bentuk bom bunuh diri. Salah satu yang sangat menyedihkan adalah tindakan bom bunuh diri sekeluarga terdiri: ayah, ibu, dan keempat anak mereka masing-masing berusia 18, 16, 12, dan 9 tahun pada tanggal 13 Mei 2018. Menurut berita, tindakan tersebut diilhami gerakan ISIS di Irak dan Syria. Peristiwa itu sangat tragis, sebab menurut berita, anak-anak tersebut

sesungguhnya tidak mau melaksanakan tindakan bom bunuh diri itu. Mereka sangat sedih dan menangis. Tetapi orang tua mereka mereka membujuk mereka dan memberikan gambaran mengenai keindahan hidup di Firdaus segera setelah mereka melakukan tindakan bom bunuh diri itu; ya mereka akan mendapat ganjaran yang indah dari Allah.

Liebe Gemeinde, nochmal möchte ich sagen, religiöse Fehlinterpretationen bzw. religiöse Fehlwahrnehmungen bezogen auf jede religiöse Lehre bringen immer menschliche Tragödien mit sich. Gerade deswegen ermahnte Apostel Paulus die Gemeinde fest und klar, sich von allen Brüdern und Schwestern abzuwenden, die unordentlich leben, die nicht nach der Überlieferung leben, die die Gemeinde von Paulus und seinen Mitarbeitern empfangen hatte.

Sidang jemaat yang kekasih! Sekali lagi ingin saya tegaskan, penafsiran dan memahami secara keliru atas pengajaran agama yang terjadi pada setiap agama yang ada, selalu menimbulkan banyak kesulitan bahkan tragedi kemanusiaan. Justru oleh karena itulah rasul Paulus menasihati dengan sangat tegas dan jelas, agar menjauhkan diri dari semua saudara yang hidup tidak tertib, yang tidak hidup menurut ajaran yang telah mereka terima dari rasul Paulus dan kawan-kawan sekerjanya.

Treues Warten auf das Wiederkommen Jesu Christi bedeutet nicht, dass alle Verantwortung ignoriert werden muss. Ganz im Gegenteil. Treue Erwartung des Wiederkommens Christi bedeutet, dass jede ihre und jeder seine Verantwortung so gut wie möglich erfüllen soll. Jesus Christus wird wiederkommen. Wir wissen aber nicht wann. Wie wir es in dem Totensonntagsgottesdienst gehört haben, wir wissen nicht, wann das Ende unseres Lebens auf dieser Welt auf uns zukommt. „Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.“ (Matth. 24, 36) Wir sollen nicht uns benehmen, wie der böse Knecht, der denkt und sagt: Mein Herr kommt noch lange nicht.

Und er fängt an, seine Mitknechte zu schlagen, er isst und trinkt mit den Betrunkenen – dann wird der Herr dieses Knechts kommen an einem Tage, an dem er's nicht erwartet, und zu einer Stunde, die er nicht kennt (vgl. Matth. 24, 34-50a).

Setia menantikan kedatangan kembali Yesus Kristus tidaklah berarti, bahwa segala bentuk tanggungjawab harus diabaikan. Bahkan sebaliknya! Setia menantikan kedatangan kembali Yesus Kristus berarti, bahwa setiap orang wajib melaksanakan tanggungjawabnya sebaik-baiknya. Yesus Kristus akan datang kembali. Tetapi kita tidak tahu kapan? Seperti yang diberitakan dalam ibadah hari Minggu yang lalu (Totensonntag), bahwa kita tidak tahu, kapan hidup kita di dunia ini akan berakhir. "Tentang hari dan saat itu tidak seorang pun yang tahu, malaikat-malaikat di surga tidak, dan Anak pun tidak, hanya Bapa sendiri." (Matius 24:36). Janganlah kita berkelakuan seperti hamba yang jahat itu, yang berpikir dan mengatakan: Tuanku tidak datang-datang, lalu ia mulai memukul hamba-hamba lain, dan makan minum bersama-sama pemabuk-pemabuk, maka tuan hamba itu akan datang pada hari yang tidak disangkakannya, dan pada saat yang tidak diketahuinya ... (Matius 24 : 48 – 50a)

Ja, die Lebenszeit auf der Welt ist die Gelegenheit, Gutes zu tun. Gutes zu tun in der Bedeutung, dass das Leben in der diesseitigen Welt die Gelegenheit ist zu zeigen, dass wir unterwegs sind zu der ewigen Lebenszeit mit Gott in Jesus Christus. Gutes zu tun bedeutet, dass wir unser diesseitiges Leben in die Ewigkeitsdimension umsetzen. Wir leben nicht für ewig hier in der diesseitigen Welt. Wir sind unterwegs zu der Ewigkeit. Aber um es nochmal zu sagen, das Leben hier ist eine wichtige Gelegenheit, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten in der Hoffnung auf Jesu Christi Wiederkommen. Gott kündigt seine Ankunft in der Welt an, das feiern wir im Advent; und Gott kommt wieder.

Ja, masa kehidupan kita di dunia ini adalah sebuah kesempatan untuk melakukan yang baik. 'Melakukan yang baik' berarti bahwa kehidupan di dunia ini, merupakan kesempatan untuk memperlihatkan bahwa kita sedang menuju ke kehidupan kekal bersama Yesus Kristus. 'Melakukan yang baik' berarti bahwa kita harus selalu berupaya memberikan dimensi kekekalan pada hidup dan kehidupan kita kini di sini. Sebab kita tidak akan hidup untuk selamanya di dunia ini. Kita sedang dalam perjalanan menuju kekekalan. Tetapi sekali lagi, kehidupan di dunia ini merupakan sebuah kesempatan untuk mempersiapkan diri memasuki kekekalan dalam pengharapan akan kedatangan kembali Yesus Kristus. Allah memberitahukan tentang kedatangan-Nya di dunia ini. Itulah yang kita rayakan dalam masa Advent. Dan Dia akan datang kembali.

Also hören wir Paulus Ermahnung noch einmal: Nicht verdrießen, Gutes zu tun im Namen Jesu Christi, der wiederkommen wird. Wir sollen auf unser Leben blicken und uns bewusstmachen, dass wir Mitglieder der Familie Gottes („familia Dei“) sind. Das Leben ist die Gelegenheit, um Gott in Jesus Christus zu verherrlichen – ad gloriam Dei. Amen.

Karena itu dengarkanlah sekali lagi apa yang rasul Paulus nasihatkan: Janganlah jemu-jemu melakukan yang baik ... dalam nama Yesus Kristus yang akan datang kembali. Kita harus senantiasa menampilkan kehidupan kita dan menyadarkan diri kita senantiasa, bahwa kita adalah anggota-anggota dari keluarga Allah („familia dei“). Kehidupan ini adalah kesempatan untuk memuliakan Allah dalam Yesus Kristus. Ad gloriam die – untuk kemuliaan Allah. Amin.

Gottesdienst am Ersten Advent in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel)

„Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“ Die Goldene Regel – über Religionen und Kulturen hinweg

Seniorprofessor Dr. Mathias Montenarh

| Universitätsgottesdienst am 26. Januar 2020 in Homburg/Saar

Verehrte Zuhörer, vor zwei Wochen habe ich in einem Ethikseminar die Studierenden gefragt, ob sie wissen, was man unter der „Goldenen Regel“ versteht. Als Antwort auf diese Frage habe ich erst mal nur ratlose Gesichter gesehen. Als ich Ihnen dann den Titel der heutigen Kanzelrede nannte, „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen“, kam als Resonanz: „Ja, das kennen wir natürlich“. Vielleicht waren Sie beim Lesen der Einladung zu diesem ökumenischen Hochschulgottesdienst auch erst einmal ratlos.

Sicher kennen einige von Ihnen auch den Spruch: „Was du nicht willst, dass man dir tut, das füg' auch keinem anderen zu“, und haben ihn sogar schon mal für ein deutsches Sprichwort gehalten. Nein, es ist kein deutsches Sprichwort. Aber was ist es denn?

Ich vermute, dass fast jeder von Ihnen diesen Satz in dieser oder einer ähnlichen Form kennt. Nur unter dem Begriff „Goldene Regel“ ist dieser Satz nicht bekannt.

Schauen wir uns die beiden Worte „Golden“ und „Regel“ erst mal genau an.

„Golden“ deutet auf etwas sehr Kostbares hin. Wenn wir in der Wissenschaft von einem Goldenen Standard sprechen, dann meinen wir damit ein Verfahren, das bislang unübertroffen ist oder das bereits seit längerer Zeit an vielen Orten angewandt wird, so dass wir gut daran tun, unsere Daten auf diesen Standard zu beziehen. Die „Goldene Regel“ ist demnach vielleicht ein Bezugspunkt. Regeln kennen wir alle, beim Spiel und beim Sport, im Verkehr, in der Sprache. Wir stellen Regeln in unserer Gesellschaft und in der Politik auf. Wenn wir uns

regelkonform verhalten, können wir entspannter miteinander umgehen. Derjenige, der gegen die Regeln verstößt, sich unfair gegen den Anderen verhält, darf nicht mehr mitspielen. Oder wenn er den Anderen in Gefahr bringt, kann er sogar bestraft werden. Ist die „Goldene Regel“ also etwas Kostbares für den entspannten Umgang miteinander? Wenn das so ist, wundert es uns vielleicht nicht, dass die „Goldene Regel“ an mehreren Orten in der Welt unabhängig voneinander und zu unterschiedlichen Zeiten entstanden ist.

Die ersten Formen der „Goldenen Regel“ tauchten vor etwa 2500 Jahren in vielen Kulturen und Religionen auf. Seit dieser Zeit gibt es immer wieder Varianten der „Goldenen Regel“. Macht die Tatsache, dass die „Goldene Regel“ über Jahrtausende hinweg immer wieder aufgegriffen wurde und als Richtschnur für das Verhalten von Menschen zueinander angemahnt wurde, sie zu einer sittlichen Grundformel der Menschheit? Den Begriff „Goldene Regel“ gibt es allerdings erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.

2014 habe ich in Berlin-Marzahn die „Gärten der Welt“ besucht. Am Eingang des chinesischen Teils des Gartens findet man eine Statue des altchinesischen Philosophen Konfuzius. Auf dem Sockel heißt es „Konfuzius 551-479 v. Chr.“ und darunter: „Was du nicht willst, was man dir tut, das füg auch keinem anderen zu“.

Etwa zur gleichen Zeit hat weit entfernt von China der griechische Naturphilosoph Thales von Milet formuliert: „Tue niemals, was wir an anderen verurteilen“.

In einem altindischen Epos heißt es etwa 400 v. Chr. „Tue nicht einem anderen, was dir selbst nicht gefallen würde“ als Prinzip der Ordnung von Natur und Gesellschaft.

Buddha Siddhartha Gautama hat den Kern des Buddhismus so formuliert: „Zuerst fertige dich selbst in rechter Weise auf dem Weg und dann erst lehre andere. So wirst du niemand schaden. Du selbst handle stets so, wie du die anderen belehrst“.

Jüdisch-christliche Belege für die goldene Regel finden wir an verschiedenen Stellen des Alten Testaments u.a. bei Levitikus 19,18, wo es heißt: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“.

In Exodus 20,1-2 und in Deuteronomium 5,1-22 finden wir die 10 Gebote, die die Quellen für die christliche Ethik darstellen. Im Neuen Testament finden wir in der Bergpredigt z. B. bei Matthäus 5,17-48 weitere Zusätze zu den 10 Geboten, die bei Matthäus 7,12 in „Alles was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch Ihnen“ münden.

Auch im Koran begegnet uns die „Goldene Regel“ in der Sure 83 als ein Fairnessprinzip für den Handel: „Wer als Kunde beim Händler Wert legt auf korrekte Maße, soll auch als Händler korrekt wiegen und messen“. In den Hadith-Sammlungen mit Aussagen des Propheten Mohammed findet man: „Wer vom Höllenfeuer entfernt und ins Paradies geführt werden will, der tue den Menschen das an, was er wünscht, dass man ihm selbst antut.“

Bisher haben wir gesehen, dass sehr ähnliche Formulierungen einer „Goldenen Regel“ im antiken Griechenland, in Vorderasien, in Indien und China bekannt waren und dass sowohl im Judentum, im Christentum, im Islam und in den asiatischen Religionen diese Formulierungen Bestandteil der Schriften und Überlieferungen waren. Zahlreiche Philosophen des Mittelalters und der Neuzeit haben sich immer wieder mit der „Goldenen Regel“ beschäftigt und sie entweder als Handlungsmaxime empfohlen oder aber auch völlig abgelehnt.

Als Beleg dafür, dass die „Goldene Regel“ auch in der heutigen Zeit als Handlungsanweisung benutzt wird, möchte ich das Universitätsklinikum des Saarlandes anführen, das vor etwa 15 Jahren sein Leitbild verabschiedet hat, in dem es u.a. heißt: „Auf ethische und soziale Kompetenz legen wir besonderen Wert ...“, und ganz am Ende: „Wir handeln so, wie wir selbst behandelt werden wollen.“

Aus diesem bei weitem nicht vollständigen Exkurs über Jahrtausende, verschiedene Kulturen und Religionen hinweg mag man schließen, dass die „Goldene Regel“ vielleicht eine universelle Handlungsnorm ist. Sie appelliert an den gesunden Menschenverstand, sie wird von vielen Menschen über Kulturen und Religionen hinweg als stimmig angesehen und sie wird für viele Situationen im Alltag akzeptiert.

Der Schweizer Theologe Hans Küng hat anlässlich des Weltparlaments der Religionen 1993 in Chicago die „Goldene Regel“ als tragfähige Basis für ein Friedensengagement der Religionen angesehen. Sie wird gelegentlich auch als Eckpfeiler eines umfassenden Weltethos bezeichnet.

Aber es gibt auch immer wieder Kritik an der „Goldenen Regel“ bis hin zu der Aussage, dass sie völlig untauglich sei, um als Richtschnur für ein vernünftiges Zusammenleben der Menschen zu dienen. Woran liegt das?

Der Ausgangspunkt für alle diese Formulierungen, die ich Ihnen aus den verschiedenen Kulturen und Religionen genannt habe, ist die Selbstliebe des Menschen oder drastischer ausgedrückt der Egoismus. Das sieht man deutlich an folgendem Beispiel. Sie haben vielleicht schon einmal an einer Toilettentür gelesen: „Bitte verlassen Sie den Raum so, wie sie ihn vorgefunden haben“. Bei einem solchen Satz würden wir – je nach den Umständen, die wir vorfinden – heftig protestieren. Während wir bei der Formulierung: „Bitte verlassen Sie den Raum so, wie Sie ihn gerne vorfinden möchten“ unseren eigenen Maßstab angelegt haben möchten. Aber die Maßstäbe, wie sauber der Raum nun wirklich sein sollte, können individuell sehr unterschiedlich sein, und nicht alle Erwartungen an die Sauberkeit des Raumes werden alle akzeptieren.

Das bedeutet dann aber auch, dass der Egoismus nicht das einzige Grundprinzip für die „Goldene Regel“ sein kann. Nicht nur der Egoismus des Einzelnen, sondern größtmögliche Akzeptanz durch die Allgemeinheit scheint eine weitere Vorbedingung für die Geltung der „Goldenen Regel“ zu sein. Egoismus einerseits und Akzeptanz durch eine Mehrheit andererseits kann auch zu dem weitverbreiteten Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ führen. Dieses Prinzip ist von der Suche nach dem eigenen Vorteil geprägt und es basiert auf dem Recht des Stärkeren. Diese Vergeltungsregel beruht wie die „Goldene Regel“ auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, allerdings ohne Vorleistung und nur als Reaktion auf den Anderen. Es ist ein Tauschgeschäft:

wenn ich bestohlen werde, dann stehle ich auch, wenn ich geschlagen werde, dann schlage ich auch.

Die Geschichte lehrt uns, dass die Politik oft nach diesem Prinzip verfahren ist und auch heute immer wieder nach diesem Prinzip verfährt. Wir erleben das gerade beim Konflikt zwischen den USA und dem Iran. Wenn die amerikanische Seite einen hochrangigen iranischen Offizier gezielt tötet, dann bombardiert die iranische Seite als Antwort darauf militärische Stellungen der Amerikaner.

Ganz anders dagegen das Prinzip der „Goldenen Regel“: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. Diese Selbstliebe ist der Ausgangspunkt für das gegenseitige Nichtverletzen aus Respekt vor dem Selbst des Anderen. Die „Goldene Regel“ geht von eigenen Wünschen aus. Ist es nicht klug, wenn man gegenseitige Hilfe und Allgemeinwohl mit Eigeninteresse verbindet?

Man kann die „Goldene Regel“ positiv und negativ oder besser aktiv und passiv formulieren. Die positive Version lautet: „Behandle deine Mitmenschen so, wie du von ihnen behandelt werden willst“ So formuliert ist sie ein Aktionsprinzip ohne die Reaktion des Anderen abzuwarten. Man kann sie aber auch negativ formulieren: „Was du nicht willst, was man dir tut, das füg auch keinem anderen zu“. Wenn man selber nicht leiden will, oder sonst einen Schaden davontragen will, dann füge ich dem anderen auch keinen Schaden zu.

Reichen Egoismus, Klugheit und allgemeine Akzeptanz in der heutigen pluralistischen Gesellschaft als Basis für die „Goldenen Regel“ aus? Der Philosoph Immanuel Kant hat im 18. Jahrhundert formuliert: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten können“. In dieser Formulierung tauchen die oben schon erwähnten Regeln für den Umgang miteinander und die erwähnte Akzeptanz von der Mehrheit der Gesellschaft auf.

Hans Jonas, ein Philosoph des 20. Jahrhunderts, bringt als einen weiteren Aspekt die Nachhaltigkeit ins Spiel wenn er schreibt: „Handle

so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden". In dieser Formulierung klingt eine zukunftsorientierte Verantwortsethik an, bei der es u.a. um die Rechte zukünftiger Generationen geht.

Papst Franziskus hat 2015 in seiner Enzyklika „Laudato si“ diese Verantwortung für das gemeinsame Haus aller Völker angemahnt. Mit diesem gemeinsamen Haus aller Völker meint er alle Menschen, egal welcher Religion oder Kultur sie angehören. Es ist auch die gesamte Umwelt mit den darin enthaltenen Ressourcen gemeint, mit der verantwortungsvoll umgegangen werden soll.

Ganz aktuell ruft die „Fridays for Future“-Bewegung uns immer wieder in Erinnerung, dass wir unseren Kindern und Enkel eine intakte Welt hinterlassen müssen, die lebens- und liebenswert ist.

Zur Kritik an der „Goldenen Regel“ gehört auch die These, dass sie wettbewerbsfeindlich sei, weil sie jede kompetitive Situation z.B. im Berufsleben bei der Bewerbung um eine Stelle oder im Sport, wo es um den Sieg geht, unmöglich macht. Ich betrachte die „Goldene Regel“ aber nicht als eine Erfolgsformel, sondern sie ist für mich zu allererst eine Handlungsanweisung. Es kommt darauf an, wie und mit welchen Mitteln, ich mein Ziel in einem Wettbewerb erreichen will. Es geht eher um Rücksichtnahme, Toleranz und gegenseitigen Respekt.

Die „Goldene Regel“ ist sicher nicht im Fanatismus oder in einer Hasssituation anwendbar. Die Nationalsozialisten im Dritten Reich hätten sicher nicht akzeptiert, wenn man den Juden zugebilligt hätte, dass sie die Nazis vernichten, so wie sie selber vernichtet wurden. Die „Goldene Regel“ setzt immer ein vernünftiges moralisches Prinzip voraus, mit einem im Allgemeinen besten Ergebnis.

Ich habe am Anfang gesagt, dass der Begriff „golden“ in der „Goldenen Regel“ für etwas Besonderes, etwas Kostbares steht. Gibt es etwas Kostbareres als Gold? Verschiedene Philosophen des vorigen Jahrhunderts haben eine sogenannte Platinregel aufgestellt: „Tue anderen alles was sie möchten, dass du ihnen tun sollst“. Soll ich alles

tun, was der Andere in Worten von mir verlangt? Oder soll ich auch Dinge tun, von denen ich nur annehme, dass ich sie tun soll?

Ich vermute mal, dass meine kranke Nachbarin es hilfreich findet, wenn ich die Einkäufe für sie erledige. Oder ich gehe davon aus, dass meine Gäste gerne von mir vom Bahnhof abgeholt werden würden. Ich denke, das sind für viele von uns Selbstverständlichkeiten. Etwas tun, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Aber hat man nicht manchmal das Gefühl, dass uns caritatives Handeln überfordert? Ich sehe die Gefahr darin, dass man sich damit zum Objekt des Anderen macht. Ich liefere mich und mein Verhalten den Wünschen des Anderen aus.

Der Studierende braucht bei der Prüfung nicht mehr zu betrügen, da der Professor ihm doch jeden Vorteil zugestehen muss, den der Studierende fordert, d.h. der Studierende muss die Prüfung ohne Gegenleistung bestehen. Hier muss man sich fragen, ob die Platinregel wirklich die bessere, die kostbarere Regel ist.

Ich glaube, die „Goldene Regel“ ist die goldene Mitte. Keiner sollte ein reiner Egoist sein, nicht jeder kann ein Heiliger werden. Die „Goldene Regel“ ist wegen des Auftretens in verschiedenen Kulturen und Religionen ein Indiz für eine ethische Universalität. Sie ist aber ganz besonders eine Handlungsanweisung.

Ich habe einige Begriffe und Grundlagen der „Goldenen Regel“ angesprochen – aber längst nicht alle. Meiner Meinung nach gehören Begriffe wie Gewaltlosigkeit, Ehrfurcht vor dem Leben, Solidarität, Gerechtigkeit, Toleranz, Wahrhaftigkeit, Gleichberechtigung von Mann und Frau, Selbstliebe und Liebe des Anderen dazu.

Die „Goldene Regel“ zu kennen reicht nicht, sie muss gelebt werden. Dazu gehört zum Beispiel: Wer für sich selbst Anspruch auf ein Spenderorgan erhebt, sollte prinzipiell zur Organspende bereit sein.

Was ist mein ganz persönliches Fazit?

Trotz aller notwendigen Vorbedingungen und den aufgezeigten Schwächen kann ich mir vorstellen, dass die „Goldene Regel“ als tragfähige Basis für das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen, Völker und Religionen dienen könnte.

Viele Probleme in der Welt sind mit der „Goldenen Regel“ lösbar oder vermeidbar. Aber man darf diese Regel nicht wie in Stein gemeißelt stehen lassen, sondern sie muss als etwas Dynamisches mit der Zeit weiterentwickelt werden.

Gottesdienst in der Stadtkirche Homburg/Saar
Musikalische Gestaltung: Chor der Universität Homburg
Leitung: Sebastian Brand

|
|
| **Hoffnung**

„Was bleibt?“

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Helmut Neunzert
Gründer des Kaiserslauterer Fraunhofer Instituts für Techno- und
Wirtschaftsmathematik ITWM

| Universitätsgottesdienst am 30. Juni 2019

Liebe Gemeinde, liebe Gäste,

ich habe eine schwierige Aufgabe heute: Ich soll mit Ihnen über die Frage „*Was bleibt?*“ nachdenken.

Diese Aufgabe gestellt hat Pfarrer Stief. Er holte mich zurück aus meiner neuen Heimat, dem Chiemgau – in meine alte Heimat Kaiserslautern, in der ich 40 Jahre, fast genau die Hälfte meines Lebens, gelebt habe. Und er holte mich zurück mit eben dem Auftrag, heute über das Thema „*Was bleibt?*“ zu sprechen.

Sicher geht es Ihnen wie mir – und vielen Freunden in meiner neuen Heimat, denen ich diese Frage probenhalber dann auch stellte: Was bleibt? erzeugt Gegenfragen wie etwa „Wovon?“ oder „Für wen?“. Pfarrer Stief gab mir auf diese Gegenfragen keine Antwort. Und die Antworten auf „Was bleibt?“, die ich von Freunden, mit denen ich mich einmal im Monat im Benediktinerinnen-Kloster der Fraueninsel treffe und denen ich diese Frage auch stellte, waren sehr vielfältig. Also:

Was bleibt? Was denken Sie, wenn Sie diese Frage hören?

Einige wenige auf der Insel antworteten spontan und schlicht: Es bleibt der Lauf der Welt – dass die Sonne am Morgen auf und am Abend untergeht; dass die Erde sich um die Sonne dreht. Es bleibt das Universum.

Sie hatten die Frage wohl ergänzt: Was bleibt für immer oder besser: für ewig. Menschen sagen „auf ewig“, wenn etwas sehr lang dauert, weit über die Spanne eines Lebens hinaus. Im strikten Sinn währt ja auch das Universum nicht ewig – zumindest hat es mit einem Urknall angefangen und es könnte auch enden. Alles Materielle, sogar Raum und Zeit, könnte enden.

Vielleicht bleibt ja Geistiges wirklich „für immer“? Viele Mathematiker neigen dazu, zu hoffen, dass es ewige mathematische Wahrheiten gibt; dass also zum Beispiel in allen Universen die Kreiszahl „Pi“ oder die Eulersche Zahl „e“ vorkämen und vielleicht sogar denselben Wert hätten. Aber so ganz sicher sind wir da auch nicht.

Meine Frau fragte: Gibt es denn geistige Wahrheiten ohne einen menschlichen Geist, der sie denkt? Platoniker antworten darauf mit einem klaren „Ja“ – diese Wahrheiten sind für sie die einzig wirklichen. Aber: Ich bin kein Platoniker!

Natürlich drängt sich in einem Gottesdienst, einer Veranstaltung also, die Gott dienen soll, der Gedanke auf, dass eben Gott bleibt, der „ewige Gott“. Ich gestehe: Für mich ist das denkbar, möglich – aber ich weiß es nicht, ich bin nicht sicher. Und der Wette meines Fachkollegen Blaise Pascal, der ja meinte, es wäre in jedem Fall klüger, so zu tun, als ob Gott ist und bleibt, man könnte dabei nur gewinnen – dieser Wette will ich mich auch nicht anschließen. Ich lasse Sie hier also ohne Antwort.

Seltsamerweise kam auch in dem an sich frommen, katholischen Oberbayern, auf einer urchristlichen Insel im Chiemsee, die der seligen Irmingard geweiht ist, die Antwort „Gott“ auf die Frage „Was bleibt?“ selten.

Denn die meisten Befragten dachten zuerst „*Was bleibt – von mir?*“ Offenbar drängt sich bei dieser Frage oft das „Ich“ in den Vordergrund: Was bleibt von mir – auch gerne: auf längere Zeit? Zu meiner

großen Überraschung glaubten immerhin 12 von 13 dieser Inselfreunde, dass sie wiedergeboren werden; ob das dem Buddhismus, dem Hinduismus oder der Anthroposophie geschuldet ist, weiß ich nicht. Für mich ist aber der Gedanke, dass es von mir viele Reinkarnationen geben wird, weder glaubwürdig noch anziehend.

Aber wir kommen trotzdem dem Kern der Frage, so glaube ich, näher. Jener Interpretation unserer Frage „*Was bleibt?*“ nämlich, die offenbar den meisten Menschen zuerst in den Sinn kommt: *Was bleibt von mir, hier, auf dieser Welt, nach meinem Tod?*

Vielleicht liegt die Feststellung, dass die meisten Befragten diese Interpretation wählen, daran, dass sie über 60 waren. Jüngere würden eher ergänzen:

Was bleibt für mich hier, auf dieser Welt – noch zu erinnern, zu verarbeiten, zu hoffen, zu tun, zu erwarten?

Das wird dann den letzten Teil meiner Gedanken über die Frage „*Was bleibt?*“ ausmachen.

Also zunächst: Was bleibt von mir posthum? Das war für die Freunde auf der Fraueninsel die wichtigste Frage.

Seltsam? Niemand hat geantwortet: Ein Grabstein, ein Grabkreuz auf dem Friedhof – obwohl diese Dinge doch eng mit dem größten Wunsch der Menschen zusammenhängen: Ich möchte in der Erinnerung der anderen bleiben! In der Erinnerung meiner Kinder, meiner Enkel, in der Erinnerung von Freunden (falls sie noch leben), von Kollegen, von „meinen“ Studenten und Studentinnen. Natürlich hoffen wir da auf positive Erinnerungen – der „liebe Opa“, der „gute Freund“, der „für die Wissenschaft begeisternde Professor“! Sollen mich die Erinnernden mit Ideen oder Taten in Verbindung bringen? Soll, will ich so etwas wie ein Vorbild sein?

Ehrlich gesagt halte ich letzteres nicht für vordringlich. Man soll sein Leben ordentlich zu Ende leben, man soll seinen Kindern, Enkeln, jüngeren Freunden erzählen, was man für wichtig oder unwichtig, gut oder schlecht hält – aber doch nicht deshalb, um ein „Vorbild“ zu sein oder zu werden. Sondern weil man diese Menschen liebt, weil man das Beste für sie will.

„Was bleibt, stiften die Liebenden“ meint der bekannte Autor Jörg Zink. Ich bin nicht sicher, dass er dabei Ähnliches meint wie ich – seine sehr poetische Sprache ist für mich nur schwer interpretierbar.

Aber vielleicht kehren wir den Spieß für einen kurzen Moment um und überlegen, an wen von den schon Verstorbenen wir uns mit besonderer Wärme und Dankbarkeit erinnern. Bei mir sind es neben meinen Eltern die Menschen, die sich mir über meine Erwartungen hinaus besonders zugewandt haben: Meine Stiefgroßmutter, die mich – ganz unerwartet – während meiner Studienjahre, die so kurz nach dem Krieg wirklich magere Jahre waren, wöchentlich zu einem nahrhaften Abendessen einlud.

Es waren auch einige akademische Lehrer, die mir unerwartet ihre Aufmerksamkeit schenkten: Der Nobelpreisträger Werner Heisenberg kam 1959 gegen Ende meines Studiums nach München und ich hörte noch seine Quantenmechanik. Bei den zur Vorlesung angebotenen Übungen war er – im Gegensatz zu fast allen anderen seiner Kollegen – immer anwesend und hat mit seinen Hörern, auch mit mir, oft stundenlang diskutiert. So wurde er dann wirklich für mich später als Professor ungewollt ein echtes Vorbild.

Vielleicht ist der Ausdruck „Liebe“ da nicht angemessen – er ist doch biblisch geprägt. Man könnte einfach von „Zuwendung“ sprechen. Ich erinnere mich besonders an Menschen, die sich mir persönlich zugewandt haben, die mir ihre Aufmerksamkeit schenkten. Wenn das dann noch verbunden ist mit einer körperlichen Wohltat (wie bei mei-

ner Stiefgroßmutter) oder einer geistigen Wohltat (wie bei Heisenberg), dann hinterlässt es wohl bleibende Spuren.

Was nach dem Tod bleibt, sind also vor allem: *Erinnerungen*.

Erinnerungen an die Begegnung mit dem/der Verstorbenen, an sein oder ihr Wirken. Aber natürlich bleiben manchmal auch *Werke*.

„Was bleibt aber, stiften die Dichter“ – so beendet Hölderlin sein Gedicht „Andenken“ von 1803. Ich bin nicht sicher, ob er dabei dachte, dass Dichter die Erinnerungen, das Andenken an Menschen wachhielten – oder ob er hoffte, dass seine Gedichte, seine Werke ihn im Gedächtnis der Menschen bewahrten.

Große Werke bewahren sicher den Namen ihrer Schöpfer im kollektiven Gedächtnis. Wir erinnern uns an Musiker, Maler, Dichter, Philosophen, Wissenschaftler – weil wir ihre Werke hören, sehen, bedenken. Das ist für die meisten von uns kein gangbarer Weg zum „Bleiben“ – die meisten haben keine hinreichend großen Werke, auch die meisten Wissenschaftler tun sich schwer damit.

An wie viele Mathematiker erinnert sich denn zum Beispiel der Laie? Es gab dazu vor einigen Jahren Umfragen in öffentlichen Verkehrsmitteln; in den Bahnen von Paris konnten die Leute meist 3 bis 4 berühmte Mathematiker nennen, in Deutschland war einer schon viel. Immerhin: Gauß kam manchmal vor (wohl, weil er auf einem Geldschein abgebildet war), aber Bernhard Riemann, Felix Klein oder David Hilbert wurden wohl nie genannt; da hatte Adam Riese schon größere Chancen. Und wir „normalen Mathematiker“ – wir haben da sicher kaum Chancen. Das mit den Werken ist ein Sonderfall! Von den meisten Menschen bleiben eben „nur“ Erinnerungen – hoffentlich auch gute.

Doch nun, letztlich: Was bleibt von meinem bisherigen Leben – für mein noch verbleibendes Leben? *Was bleibt noch zu erinnern, zu verarbeiten, zu tun?*

Was zum Beispiel bleibt von meinen 40 Jahren an der Universität Kaiserslautern? Sie war 1973, als ich den Ruf erhielt, eine sehr junge und sehr kleine Universität, gerade mal so groß wie ein Gymnasium. Wir waren der naturwissenschaftlich-technische Teil der Universität Trier-Kaiserslautern. 2 Jahre hat es dann noch gedauert, bis das Land einsah, dass solche Doppelgründungen schlecht funktionieren – heute, 45 Jahre später, hat das Land das leider wieder vergessen.

Wir sollten damals vor allem Berufsschullehrer ausbilden – und die müssen etwas von Technik verstehen. Deshalb benötigte man neben der Berufspädagogik vor allem Ingenieurwissenschaften. Unser erster Präsident Helmut Ehrhardt wagte den großen Schritt und machte sich daran, ein echtes „Institute for Technology“ zu entwickeln. Dafür brauchte man anspruchsvolle Forschung in den MINT-Fächern und die Uni machte sich auf den langen und steinigen Weg, in Lehre und Forschung einen international sichtbaren Platz zu erobern.

Und da machten gleich viele mit – die Laserleute aus der Physik, die Energietechniker aus der Elektrotechnik, die Wasserstoffmotorenbauer im Maschinenbau, die Netzwerker der Informatik und andere; da wollten auch die Mathematiker dabei sein. So ganz einig waren sich da die reinen und angewandten Mathematiker über den rechten Weg nicht – aber fast alle wollten gute Forschung machen, im Ausland bekannt werden, also Kaiserslautern auf der Weltkarte der Mathematik positionieren.

Das bestimmte auch gut 20 Jahre meines Lebens, von 74 bis 94. Diesen Aufstieg von der kleinen, jungen Universität der Pfalz zu einer weltweit sichtbaren technischen Universität kann man nicht planen, da müssen viele mit Inbrunst und Begeisterung mitmachen. Wie Max

Weber in seinem Aufsatz „Von der Wissenschaft als Beruf“ schrieb: „Nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht aus Leidenschaft tut“. Oder, im Jargon des FCK (dem ich mich immer noch verbunden fühle): Wir waren mit Herzblut dabei. Und das haben die Kollegen auch in den letzten 20 Jahren (in denen ich mich erst dem Fraunhofer-Institut widmete, bevor ich in den Ruhestand ging) fortgesetzt: Sie machten sehr gute Forschung, haben viele Sonderforschungsbereiche eingeworben. Gerade auch in der Biologie, Chemie, bei den Bauingenieuren und den Wirtschaftswissenschaften; vielleicht hing ihr Herz nicht so sehr an TUK, aber sie haben den Ruf unserer Uni weiter verbessert.

Dass heute einige dieser „Herzblutforscher“ enttäuscht und ablehnend den Fusionsplänen des Ministeriums gegenüberstehen, sollte verständlich sein. Sie hatten doch fast alle – Sie finden, wie Sie wissen, Ausnahmen nur in den Sozialwissenschaften – ein Idealbild von Universität im Kopf, das sich in keinem der Pro-Fusions-Argumente widerspiegelt. So wissen wir nicht, was – am Ende – wirklich bleibt. Bis heute aber zumindest bleiben von dieser Aufbauarbeit viele Erinnerungen – viele tolle, wunderbare Erinnerungen.

Ganz oben stehen dabei, vielleicht überraschend, die vielen, intensiven Begegnungen mit Menschen anderer Kulturen – mit der „Diversity“, von der die ESG in diesem Jahr sprach. Mein Fachbereich hatte so um 1980 einen neuen Mathematikstudiengang erfunden, Technomathematik; er war für jene Mathematiker gedacht, die einmal in der Wirtschaft und nicht an der Hochschule landen würden, also für die große Mehrheit. Das fand europaweite Aufmerksamkeit, in der akademischen Welt mehr als bei den Abiturienten. Vor allem aber fand diese Idee großes Interesse bei jungen Wissenschaftlern aus der Dritten Welt. Bei einem Besuch am „International Center for Theoretical Physics“ (ICTP) in Trieste, einem UNESCO-Institute mit tausenden von Besuchern jährlich, verstand ich, dass die Welt voll von begeister-

ten interessierten jungen Menschen ist, die von uns wirklich etwas lernen wollen. Deshalb fuhr so um 1985 meine damalige Mitarbeiterin Marion Schulz-Reese zum DAAD, um Stipendien für ein Studium dieser Menschen in Kaiserslautern zu „erobern“. Sie war sehr überzeugend und brachte 20 volle Stipendien für zehn Jahre mit: wir hatten also von 1988 bis 2000 immer bis zu 20 Studierende aus Asien, Afrika, Südamerika zu Gast, über 150 Menschen aus anderen Kulturen, die 2 Jahre in Kaiserslautern oft mit ihren Familien und immer mit uns lebten. Wir hatten ein ganzes System des „Sich-Kümmerns“ aufgebaut, denn da ging es ja nicht nur um Mathematik, sondern oft auch um das tägliche Leben. Der Uni-Gäste-Kreis (UGK) zum Beispiel, der aus „unseren“ Ehefrauen bestand, kümmerte sich um die Familien, die ja in dieser fremden Umgebung sehr viele Schwierigkeiten hatten. Wir haben vieles davon in interkulturellen Wochenenden in der Pfalzakademie aufgearbeitet, wo wir das nichtverbale Kommunizieren übten, zusammen kochten, tanzten, ein wenig auch über das Studium sprachen: Es ist unglaublich, wie anders, wie bereichernd solche Begegnungen mit anderen Kulturen sind. Ja, diese Chinesen, Inder, Afrikaner, Iraner, Südamerikaner haben eine andere Moral, sie haben sehr verschiedene Essgewohnheiten, sie haben ein anderes soziales Verhalten zum Beispiel gegenüber Alten – und wir können davon lernen, dass man auch anders leben kann, als wir es gewöhnt sind. Trotz aller Verschiedenheit haben bei meinem 60ten Geburtstag über 100 unserer internationalen Studenten voller Begeisterung gesungen: „We are the world. We are the Children. Let's make the world a better place for me and you.“

Das, vor allem, ist das, was mir bleibt: Dass wir als Menschen alle zusammengehören. Aber eben auch, dass alles ganz anders sein kann – und doch sehr menschlich. Dass sie für uns manchmal seltsam erscheinen, aber auch wir für sie, mit demselben Recht.

Ganz kurz ein paar Beispiele dazu: Der amerikanische Psychologe Jonathan Haidt hat in seinem Buch „Der rechtschaffene Geist“ versucht, die verschiedenen Ethiken, die es auf der Welt gibt, zu klassifizieren – und wir haben diese Ethiken eben sehr oft in unseren Studenten wiedergefunden. Da gibt es neben der *Ethik der Autonomie*, die das Zusammenleben von Individuen regelt und die wir alle kennen, weil sie die bei uns vorherrschende Ethik ist, auch eine Ethik der Gemeinschaft.

In dieser sind Menschen vor allem Mitglieder von Gruppen, von Familien, Firmen, Parteien, Völkern. Man kann nachprüfen, ob diese Ethik bei einem bestimmten Menschen vorherrscht, in dem man ihn einfach bittet, den Satz „Ich bin ...“ zu ergänzen. Wir können den Test hier nicht durchführen, aber Sie können es ja für sich machen: Ich bin ... glücklich, extrovertiert, bescheiden, fromm, an klassischer Musik interessiert ...

Wenn Sie aber Antworten bekommen wie: „Ich bin die Tochter oder Frau von ..., die Mitarbeiterin bei ..., Inder, FCK-Anhänger, Muslim“ – dann haben Sie einen Vertreter der Ethik der Gemeinschaft vor sich. Das gibt es natürlich auch hier: Ich bin Mutter von ... Ein typischer Vertreter dieser Ethik ist Konfuzius und so ist es kein Wunder, dass vornehmlich ostasiatische Studierende der entsprechenden Moral folgen.

Jonathan Haidt hat auch noch eine dritte *Ethik des Göttlichen, Heiligen*. In ihr sind Menschen Gefäße, in die göttliche Seelen eingepflanzt sind. Der Körper wird so oft zum Tempel und deshalb spielt Reinheit dabei eine große Rolle. Wenn Sie die Ess- und Waschvorschriften der Inder beobachten, werden Sie sehen, wie wichtig diese Moral für sie ist.

Diese 3 Ethiken sind sehr verschieden, aber wie gesagt kommen auch Mischformen vor. Wenn Sie bedenken, welchen Stellenwert der Körper, die Gesundheit, die Essensregeln bei uns gewinnen, merken Sie, dass auch wir an dieser Ethik der Heiligkeit partizipieren.

Wie auch immer: Mit diesen chinesischen oder indischen Augen auf unser Leben zu schauen und dabei zu entdecken, dass auch wir irgendwie seltsam sind, hat zumindest mir ermöglicht zu verstehen, dass das menschliche Leben auch ganz anders sein kann und trotzdem wertvoll ist. Um Alexander von Humboldt wenigstens einmal zu zitieren: „Die gefährlichste Weltanschauung ist die von solchen, welche sich die Welt nie angeschaut haben.“

Natürlich bleiben auch die Highlights des Lebens als Forscher und als Lehrer. Es bleiben die Erinnerungen an die Gründung des Fraunhofer-Instituts, gemeinsam mit vielen jüngeren begeisterten Mitstreitern, es bleibt das Staunen über die Erfolgsgeschichte dieses Instituts, die meine Nachfolger geschrieben haben und weiterschreiben. Es bleiben Erinnerungen an viele wunderbare Sonntagswanderungen mit meiner Frau in der „alten Welt“ – und es bleiben Erinnerungen daran, mit welcher Offenheit und Freundlichkeit die Pfälzer uns willkommen hießen.

Was ist noch zu tun? Sehr vieles, aber ich habe noch keinen Überblick. So weiß ich zum Beispiel vieles noch nicht, meine Wissenslandkarte hat viele weiße Flecken. Welche davon werde ich, kann ich noch füllen? Man muss auch sein Leben in Ordnung bringen, vielleicht sogar Verzeihung geben oder um Verzeihung bitten. Aber das gehört nicht hierher.

Es ist also Zeit zu enden, vielleicht mit einem Teil meines Lieblingsgedichts, das uns sagt, was noch zu tun ist; es ist von T.S. Eliot und heißt *East Coker*, eines seiner 4 Quartette.

Ich nutze eine Übersetzung meiner Frau:

*Heimat ist das, wovon man ausgeht. Wenn wir älter werden,
wird die Welt immer fremder, das Muster von Totem und Lebendem
komplizierter. Nicht der gesteigerte Augenblick,
losgelöst, frei von Gewesenem und Künftigem,
sondern das ganze Leben, glühend in jedem Augenblick,
und nicht nur das Leben eines Menschen allein,
sondern auch das der ältesten Steine, die keiner mehr entziffert.
Es gibt eine Zeit für den Abend unter Sternenlicht,
und eine Zeit für den Abend im Lampenlicht
(den Abend mit dem Foto-Album).
Liebe ist noch am ehesten sie selbst,
wenn das Hier und Jetzt nicht mehr wichtig sind.
Alte Menschen sollten Entdecker sein
hier und dort, einerlei.
Wir müssen still sein und dennoch vorangehen
hinein in eine andere Inständigkeit
zu neuer Vermählung, tieferer Vereinigung
durch die dunkle Kälte, die leere Verlassenheit,
den Schrei der Wellen, des Windes, der weiten Gewässer
von Sturmvogel und Tümmler. In meinem Ende ist mein Anfang.*

Ich danke Ihnen.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung:
Moderner Chor der TU Kaiserslautern „Haste Töne“
Leitung: David Punstein

„Regionalentwicklung in der Perspektive christlich-kirchlichen Lebens“

Univ.-Prof. Dr. Gabi Troeger-Weiß
Lehrstuhl für Regionalentwicklung und Raumordnung
TU Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 03. Februar 2019

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gemeinde,

„Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ – der Psalm 31 unserer Bibel soll heute unser Leitspruch und unsere Leitlinie sein.

Sie werden sich zunächst fragen:

- Was hat Regionalentwicklung mit christlich-kirchlichem Leben zu tun?
- Wo ist Regionalentwicklung an der TU Kaiserslautern – es handelt sich ja um einen Universitätsgottesdienst – verankert?

Regionalentwicklung

Ich fange mit Letzterem an: der Lehrstuhl Regionalentwicklung und Raumordnung, auf den ich im Jahr 2000 berufen wurde, ist Teil des Fachbereichs Raum- und Umweltplanung – einer von 12 Fachbereichen an der TU Kaiserslautern. Regionalentwicklung betrifft alle Bereiche, die zur Entwicklung einer Region oder auch eines Landkreises oder einer Stadt beitragen: das kann der wirtschaftliche Strukturwandel sein oder die Entwicklung der Bevölkerung – fachlich nennen wir dies den demographischen Wandel. Die Westpfalz ist sehr stark vom demographischen Wandel betroffen, da die Bevölkerung abnimmt und in der Folge nicht mehr genug Kinder da sind, dass jede Gemeinde eine eigene Schule oder eine eigene Kita unterhält; weitere Folgen des demographischen Wandels können sein, dass Geschäfte

schließen müssen, die medizinische Versorgung ausdünn, Sparkassen, Banken und Post sich aus der Fläche ebenso zurück ziehen wie die Kirche (darüber werden wir noch sprechen), nur um einige Beispiele zu nennen.

Schwerpunkt der Regionalentwicklung an der TU Kaiserslautern ist die Entwicklung des ländlichen Raumes. Der ländliche Raum ist häufig schwach strukturiert, er zählt zu den „Schwachen“. Regionalentwicklung kann sich aber auch um die Metropolregionen, von denen es in Deutschland 11 gibt, kümmern. Metropolregionen sind die Großstädte und Großstadtregionen (z.B. Ruhrgebiet, Frankfurt-Rhein-Main, Rhein-Neckar, Stuttgart, München, Nürnberg, um nur einige in Süddeutschland zu nennen), die in der Regel sehr positive wirtschaftliche und demographische Rahmenbedingungen aufweisen. Allerdings zeigt sich gerade in den süddeutschen Großstädten, dass zunehmend so genannte Wachstumsschmerzen auftreten: Wohnungen sind nicht mehr bezahlbar, die Mobilität kommt an ihre Grenzen, die ökologischen Belastungen nehmen zu, die Freiflächen werden zunehmend von Nutzungen in Anspruch genommen.

Soweit zu den Grundzügen der Regionalentwicklung; Raum- und Umweltplanung kann man im Übrigen auch als Bachelorstudiengang studieren. Masterstudiengänge bieten wir mehrere an, z.B. einen im Bereich Umwelt und Recht, einen anderen Stadt- und Regionalentwicklung. Soweit der „Werbeblock“ – sollten Sie Kinder oder Enkelkinder haben, die in der Phase der Orientierung nach dem Gymnasium sind – die TUK hat im Studium Vorteile, die kaum eine andere Universität bietet: klein und fein, überschaubar, schnelles Zurechtfinden und immer Zugang zu den Lehrenden, ob wissenschaftliche Mitarbeiter oder auch zu den Hochschullehrer*innen.

Regionalentwicklung und christlich-kirchliches Leben

Nun die zweite Frage: was hat Regionalentwicklung mit kirchlich-christlichem Leben zu tun? In einem Gottesdienst sollten wir – wie auch im sonstigen Leben – mehr nach Verbindendem als nach Tren-

nendem suchen. Daher werde ich im Folgenden versuchen, Gemeinsamkeiten zwischen christlich-kirchlichem Leben und Regionalentwicklung zu skizzieren. Man möge es mir nachsehen, wenn aus theologischer Sicht vielleicht nicht immer alles fundiert ist – das Studium der Theologie an der altherwürdigen Universität Erlangen und an der Augustana in Neuendettelsau habe ich mir für meinen Ruhestand aufgehoben. Vielleicht kann die evangelische Kirche dann auch in ihren Dörfern ältere Pfarrer brauchen, die das Wort Gottes verkünden.

Womit wir schon beim ersten Thema von 4 Überlegungen wären:

(1) Die Kirche im Dorf lassen

Zunächst:

An was denken Sie, wenn Sie an Ihre Kirche, an Gott, an Christus denken?

- an das Gebäude mit einem Kirchturm und einem Kreuz
- an den Pfarrer
- an den letzten besuchten Gottesdienst zu einem Feiertag, vielleicht zu Weihnachten
- an Ihre Hochzeit
- an die Taufe Ihres Kindes oder Enkelkindes
- an Schulgottesdienste
- an eines der Oratorien von Bach oder an Erlösungsmotive in Wagner-Opern (die seit vergangenem Wochenende im islamischen Abu Dhabi in der neuen dortigen Oper unter der Regie der Leiterin der Bayreuther Festspiele, Katharina Wagner aufgeführt werden)
- an das Grundgesetz und andere Gesetze, die auf den Werten des Christentums beruhen
- an das Konkordat, also dem Staatskirchenvertrag, der das Verhältnis von Kirche und Staat regelt?

Kirche war früher der Mittelpunkt einer Stadt oder eines Dorfes – Gasthaus-Rathaus-Kirche. Die Kirchen im süd- und südwestdeutschen Raum sind heute noch sehr stark in der Fläche vertreten, wenngleich bereits behutsame Versuche einer Zentralisierung und räumlichen Konzentration – etwa durch Zusammenlegung von Gemeinden und Dekanatsbezirken zu beobachten sind.

Auch Regionalentwicklung kümmert sich um tragfähige Strukturen: So beraten wir Vertreter von Gemeinden und Landkreisen, also Bürgermeister und Landräte, wie die so genannte Daseinsvorsorge gewährleistet werden kann. Daseinsvorsorge betrifft nicht nur die Bildungsinfrastruktur, also Schulen und Kitas, sondern auch den Einzelhandel (gibt es noch Geschäfte in einem Dorf), die medizinische und pflegerische Versorgung (Allgemeinmediziner, Caritas, Diakonie), aber auch technische Infrastrukturen, wie beispielsweise Bauhöfe, die im Winter den Schnee räumen und letztlich auch die Kirchen.

Vielleicht gibt der Rückzug der Kirche aus der Fläche auch Anlass zum Nachdenken und zu neuen Wegen:

Vielleicht werden wir uns bewusst, dass unser Sozialstaat im Wesentlichen von den Kirchen mitgestaltet wird – denken Sie nur einmal daran, wenn Kitas, Schulen, Pflegeheime, ambulante Pflegedienste, Krankenhäuser, Jugendhilfe, Familienhilfe, psychologische Beratung oder auch geistliche Begleitung nach persönlichen Krisen nicht mehr in kirchlicher Trägerschaft betrieben würden; das Sozialwesen in unserem Land wäre am Rande des Zusammenbruchs – leider nehmen wir nicht immer wahr, dass es die Kirchen sind, die große Teile dieses Sozialwesens tragen und völlig zurecht und nachvollziehbar auch durch die Kirchensteuer finanziert werden.

Was allerdings die „Serviceleistungen“ in den Kirchen in jeder kleinen Ortsgemeinde betrifft, also die sonntäglichen Gottesdienste: hier könnten auch neue Wege angedacht werden – geht es doch „lediglich“ darum, Menschen mit Gottes Wort zu erreichen.

Denken Sie einfach mal über

- Radiosender für einen Dekanatsbezirk nach, in denen Gottesdienste ausgestrahlt werden (wie beispielsweise von den öffentlich-rechtlichen Rundfunksendern sonntags um 10.00 Uhr eine katholische und evangelische Morgenfeier oder Radio- und Fernsehsender einzelner Universitäten) oder
- Wohnzimmer-Gottesdienste, wie sie beispielsweise von einem Pfarrer in Bayreuth angeboten werden – das ist *Kirche on demand*,
- Online-Predigten,
- Predigten oder Andachten in ICEs: genauso wie es in den Zügen Familienabteile und Bistro-Abteile gibt, könnte an Sonntagen auf ausgewählten Strecken in besonderen Anteilen Gottesdienste angeboten werden (dabei könnten solche Abteile Multifunktionsabteile sein, die an anderen Tagen für andere Nutzungen bestimmt sein können) – wie gesagt: es geht darum Menschen zu erreichen und dabei auch ungewöhnliche Wege zu beschreiten,
- Gottesdienste an Wander- und Fahrradwegen, wie sie beispielsweise in den bayerischen Alpen oder in Südtirol auf Bergen oder entlang des unterfränkischen Marienwegs, ein Pilgerweg für Radler und Wanderer gehalten werden,
- Gottesdienste, in denen auch Fragen und Anmerkungen sowie Diskussionen nach oder während einer Predigt erlaubt und möglich sind, also Diskussionsforen, um auch aktuelle gesellschaftliche Fragen zu diskutieren. Kirche kann dabei Orientierung geben und auch Orientierung erhalten, so etwa bei Themen, die uns sicher alle in mehr oder weniger starkem Maße beschäftigen, wie etwa
 - Ehe für alle,
 - Digitalisierung,
 - Globalisierung,
 - Klimawandel,
 - Wertewandel der jungen Generationen: wer Enkelkinder hat, weiß dies, dass vieles, was uns Älteren mal wichtig war –

ein Auto, individuelle Mobilität, Arbeit – zwischenzeitlich sich verschiebt – teilen statt besitzen – wir nennen dies *sharing economy*, *Work-Life-Balance*, *small is beautiful* usw.

Gleichwohl sollten wir uns immer bewusst sein: Evaluationen, Kosten-Nutzen-Denken und Statistiken sind nicht das Maß aller Dinge:

Quantitäten sind kein Maßstab: es ist wie in Vorlesungen und Seminaren im Studium: mit einer kleinen „Gemeinde“, also einer kleinen Zahl von Zuhörern lässt sich oftmals besser arbeiten als in einem Hörsaal mit 100 Zuhörern. Die reine quantitative Zahl an Zuhörern und bei Kirchen sind dies Gottesdienstbesucher sollte nicht der alleinige Maßstab für die Entscheidung sein, eine dörfliche Kirche aufzugeben und auf größere Einheiten zu konzentrieren.

Es muss in unserer Gesellschaft auch Bereiche geben, die nicht einem Kosten-Nutzen-Denken unterliegen (ich füge in Klammern aus aktuellem Anlass hinzu, dass es bei den Universitäten zunehmend um ein solch ökonomisches Denken geht).

Nun eine zweite Überlegung und Parallele beziehungsweise Verbindendes zwischen kirchlich-christlichem Leben und Regionalentwicklung:

- (2) Die Schwachen brauchen Hilfe von den Starken – Kirche und Regionalentwicklung tragen Vorsorge für die Schwachen

Kirche und Regionalentwicklung sorgen sich um die Schwachen. In der Regionalentwicklung sind es im Wesentlichen die ländlichen Räume und jene Regionen, die sich im Strukturwandel befinden, die in ihrer Entwicklung einer Unterstützung bedürfen, da sich Metropolen und Großstädte – wie dies die Vergangenheit gezeigt hat – immer ganz gut selbst helfen können. Ob dies angesichts der großen Herausforderungen der nächsten Jahre – ich nenne diesen Zusammenhang nur die großen wirtschaftlichen Veränderungen, die auf uns zukommen werden – auch so sein wird, ist zu bezweifeln:

- die Beendigung der Kohleförderung in den deutschen Kohlerevieren: hierzu gab es eine Kohlekommission, die in den nächsten 20 bis 25 Jahren eine Förderung der betroffenen Regionen von 40 Milliarden zugesagt hat; gerade in der Lausitz, eine Region, die ohnehin nicht zu den Metropolen mit vielen alternativen Arbeitsplätzen zählt, werden Regional- und Strukturpolitik, aber auch die Kirchen gefordert sein;
- die zunehmende Unternehmensmobilität der deutschen Schlüsselindustrie „Automobilindustrie“ in die bevölkerungsreichen und absatzstarken Weltregionen in Indien und vor allem Asien (allein China hat 1,3 Milliarden Menschen mit einer zunehmenden kaufkräftigen Mittelschicht; die deutsche Schlüsselindustrie ist gerade in diesen Regionen schon sehr aktiv), was mittelfristig erhebliche, insbesondere arbeitsmarkt-strukturelle, Konsequenzen in den heute reichen und wohlhabenden Regionen wie Stuttgart, München und Wolfsburg nach sich ziehen kann;
- die Digitalisierung, die insbesondere bei Industrie 4.0 und beim Einzelhandel erhebliche Einschnitte auf den Arbeitsmarkt haben wird;
- die Wohnungsnot in den Großstädten;
- Lebens- und Ernährungsweisen – der Umgang mit Massentierhaltung, die jeglicher Achtung vor der Kreatur entbehrt.

Regionalentwicklung wie Kirchen sollten Entwicklungen vorhersehen, aufrütteln, aufmerksam machen und brauchen selbst für diesen bevorstehenden Wandel Antworten auf die genannten Themen, die eng mit den Themen wie

- Bedingungsloses Grundeinkommen
- Wirkungen der Digitalisierung
- Engagement in der Wohnungsnot (Wohnungslosigkeit war schon immer ein Thema in der Bibel); hier könnte das Evangelische

Siedlungswerk neue Ansätze in ländlichen Räumen im Umfeld von Großstädten zur Entlastung der Städte gehen.

- Die Achtung der Schöpfung und deren Bewahren sind gleichzusetzen mit nachhaltiger Lebensweise und nachhaltigem Wirtschaften, was gerade in der Landwirtschaft ein zentrales Thema ist.

Vielleicht sollten sich Kirchen und auch Wissenschaft stärker einer interdisziplinären Betrachtungsweise öffnen, was sich auch im persönlichen Bereich niederschlagen kann.

- (3) Der „weite Raum für die Füße“ bedeutet offenes Denken, globales Denken und Handeln

Ein drittes Thema:

Globalisierung ist ein Thema, das in der Regionalentwicklung und Regionalwissenschaft eine hohe Bedeutung hat. Es geht dabei darum, zu erfahren, welche Entwicklungen und Trends in anderen europäischen und außereuropäischen Ländern ablaufen – sei es in

- Schweden in Regionen mit 5 Einwohnern pro Quadratkilometer (Deutschland hat 230 EW/qkm), in denen die Sterblichkeitsrate nicht höher ist als bei uns, obwohl der nächste Arzt 100 km entfernt ist oder die Kinder genauso schnell lesen und schreiben können wie dies in Deutschland der Fall ist, obwohl sie mit Schulbussen teilweise über 50 km in die nächste Schule gefahren werden,
- in Namibia oder Grönland mit extrem dünner Besiedlung (2-3 EW/qkm),
- in Indonesien mit hoher Bevölkerungsdichte und einer extrem jungen, wissbegierigen Bevölkerung, um nur drei Beispiele zu nennen.

Sowohl aus kirchlicher als auch aus regionalwissenschaftlicher Sicht können wir von Auslandserfahrungen lernen. Zwei persönliche Erfahrungen im vergangenen Jahr 2018:

- Im Rahmen einer Exkursion mit Studierenden der Geographie haben wir im Frühjahr 2018 – neben einer Vielzahl von anderen fachlichen Programmpunkten – auch die evangelische Kirche in Windhoek besucht – eine kleine, aber sehr aktive Gemeinde, die in deutschsprachigen Gottesdiensten aktiv ist, sich jedoch insbesondere auch im sozialen Bereich für die extrem sozial gesplante Gesellschaft in Namibia und Windhoek engagiert; die kirchlichen Aufgaben sind – wie jene der Regionalentwicklung – in Namibia schwierig; die Daseinsvorsorge kann keineswegs in allen Landesteilen gesichert werden; Hilfe zur Selbsthilfe, gerade im medizinischen Bereich ist gefragt; gerade die Kirche ist in diesem sehr stark christlich verfassten Land ein wichtiger Anker; der Pfarrer wird übrigens von der bayerischen Landeskirche finanziert.
- Das Gegenbeispiel Indonesien: Ich war im Rahmen eines Akkreditierungsprozesses für die Studiengänge Regionalentwicklung und Geographie vom 15.-20.12.2018 in Yogyakarta/Indonesien. Sehr beeindruckt war ich nicht nur von der Modernität der Studiengänge, der Wissbegierde der Studierenden und der gut ausgestatteten staatlichen Universität, sondern auch von der überall sichtbaren Religion: eine große Moschee stand in der Mitte des Campus und beim Ruf des Muezzins ließen alle alles liegen und stehen und gingen zum Gebet.

Ich denke, dass wir zumindest erkennen sollten, dass die Menschen in islamischen Ländern häufig tief im Glauben verankert sind und ihre Religion im Alltag leben. Religion ist für sie Leitplanke; Religion gibt für die Menschen ein Wertesystem.

Ich überlasse es Ihnen darüber nachzudenken, wie sich Religion im Alltag bei uns darstellt und komme zum letzten Thema:

- (4) Regionalentwicklung und kirchliches Leben sind eine „res publica“ und keine Privatsache

Regionalentwicklung und Kirchen sind in hohem Maße gesellschaftsrelevant und können mit ihren personellen und organisatorischen Möglichkeiten gesellschaftliche Entwicklungen mitgestalten.

Regionalentwicklung und Kirchen stellen in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit den Menschen: bei den Kirchen vielleicht eher das Individuum, in der Regionalentwicklung eher soziale und gesellschaftliche Gruppen.

Mir steht es in keinsten Weise zu, für den kirchlichen Bereich Handlungsansätze und Projekte vorzuschlagen. Gleichwohl war der Versuch einer interdisziplinären Betrachtung von Regionalentwicklung und christlich-kirchlichem Leben sehr anregend, gibt es doch vieles, was verbindet. Wir sollten uns bewusst werden, dass Kirchen, Religion und damit auch christliche Werte – ebenso wie die Regionalentwicklung – in unserem Alltag stark präsent sind: Christliche Grundwerte beispielsweise im Grundgesetz und in der gesamten Gesetzgebung, in der Daseinsvorsorge, in der Musik und Kunst, in den Schulen und eben auch im (raum-)wissenschaftlichen Bereich, beispielsweise in der medizinischen Ethik, in Ethikkommissionen, in der derzeit sehr aktiven Kommission für Gleichwertige Lebensverhältnisse, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, die christlich-basiertes Handeln erfordern und enthalten; gerade solche neuen Entwicklungen brauchen die Gestaltungskraft und auch die Positions- und Einflussnahme durch die Kirchen und damit des Christentums.

Vielleicht braucht es aber neue Kommunikations- und Marketingstrategien, um die Leistungen und die Potentiale nach außen darzustellen: Teile der beiden christlichen Kirchen machen dies schon recht professionell – denken Sie nur an die großen Plakataktionen in Innenstädten und Bahnhöfen für Brot für die Welt, Misereor oder auch für die Diakonie und deren Leistungen. Im wissenschaftlichen Bereich ist vieles gerade im Bereich des Marketings sicher verbesserungsfähig; leider kostet Professionalität in diesem Bereich viel Geld. Auch an Universitäten geht es um die Gewinnung von mehr „Mitgliedern“ – sei es Studierende oder sei es auch hochqualifiziertes Personal im wissenschaftlichen und administrativen Bereich.

Alles in allem: Kirchen und Wissenschaft, und hier insbesondere die Regionalentwicklung, sollten sich trauen („Trau dich“ ist das Motto von „Gemeinde auf dem Campus“) neue Wege zu gehen – den einen oder anderen vielleicht auch gemeinsam.

Mögen Sie in der kommenden Woche auf allen Ihren Wegen und Entscheidungen von Gottes Güte begleitet werden. Möge er Ihnen Kraft und Mut geben, allen Ihren familiären, beruflichen und gesellschaftlichen Aufgaben gerecht zu werden. Mögen Sie sich trauen, christliche Werte nachdrücklich und nachhaltig zu vertreten und dabei auch Neues zu wagen.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern

Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel),

Formation „Bass2Voice“

Im Anschluss: Jazzmatinee „Jazz in der Kirche“ mit Lisa Mörsdorf,

Jörg Kirsch, Thorsten Requadt

„Lass dir nicht grauen“

Studierendenpfarrer Eckart Stief
ESG-Zentrum Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 14. Juli 2019⁷

„Nachdem Mose, der Knecht des HERRN, gestorben war, sprach der HERR zu Josua, dem Sohn Nuns, Moses Diener:

Mein Knecht Mose ist gestorben; so mach dich nun auf und zieh über den Jordan, du und dies ganze Volk, in das Land, das ich ihnen, den Israeliten, gebe. Jede Stätte, auf die eure Fußsohlen treten werden, habe ich euch gegeben, wie ich Mose zugesagt habe. Von der Wüste bis zum Libanon und von dem großen Strom Euphrat bis an das große Meer gegen Sonnenuntergang, das ganze Land (...) soll euer Gebiet sein. Es soll dir niemand widerstehen dein Leben lang. Wie ich mit Mose gewesen bin, so will ich auch mit dir sein. (...) Sei getrost und unverzagt; denn du sollst diesem Volk das Land austeilen, das ich ihnen zum Erbe geben will, wie ich ihren Vätern geschworen habe.

Sei nur getrost und ganz unverzagt, dass du hältst und tust in allen Dingen nach dem Gesetz, das dir Mose, mein Knecht, geboten hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf dass du es recht ausrichten kannst, wohin du auch gehst. Und lass das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, dass du hältst und tust in allen Dingen nach dem, was darin geschrieben steht. (...)

Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht; denn der HERR, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.“

(Jos. 1, 1-9 / Lutherbibel 2017)

⁷ Erste Fassung im ökumenischen Homburger Hochschulgottesdienst am 13.01.2019 im Rahmen der Vorbereitung einer Palästina-Studienreise des ESG/KHG-Zentrums Homburg/Saar vom 10.-17.03.2019

I.

Sie heißen Tareq, Fahmi, Hasan oder Obada und kommen aus Hebron, Jenin, Nablus oder Gaza. Sie sind Palästinenser und studieren bei uns in Deutschland an Unis und Hochschulen.

Über ihre Heimat, einem Land, das es gibt, aber das international von vielen Staaten nicht anerkannt ist – auch nicht von Deutschland – und das von Israel kontrolliert wird, wissen sie viel zu berichten – viel zu viel, und täglich kommt Neues hinzu.

Besonders wohlhabend sind die Menschen dort nicht, sie fühlen sich eingesperrt hinter einer hohen Mauer. Es bedarf immenser Anstrengungen der Familien, ihre begabten Kinder im Ausland studieren zu lassen – und doch tun sie das Richtige: Sie setzen auf Bildung.

II.

„Lass dir nicht grauen, entsetze dich nicht!“ – Derjenige, dem diese aufmunternden Worte zugesprochen werden, formuliert und festgehalten von Priestern und Gelehrten in Israels späterer Zeit, vielleicht im Babylonischen Exil, ist ein Mann der vorstaatlichen Zeit. Sein Name ist Josua, hebräisch Jehoschua – auch Jesus trägt diesen Namen.

Mit Josua verbindet sich für die, die biblische Geschichten kennen, die so genannte Landnahme der zwölf israelitischen Stämme. Unter Führung von Mose waren sie aus Ägypten, wo sie Sklavendienste leisten mussten, geflohen, verfolgt vom Pharao mit seinen Streitkräften. Und nach einer Jahrzehnte langen abenteuerlichen Wanderung durch Wüste und Steppe standen sie an der Grenze des Landes, das einstmals Kanaan genannt wurde – ein alter Name für Gesamtpalästina, Kanaanäer war die Bezeichnung für dessen Bewohnerinnen und Bewohnern vor der Landnahme. Mose starb alt und hochbetagt, Josua – davon berichtet das letzte Kapitel im 5. Buch Mose – wurde von ihm zum Nachfolger bestimmt.

Unser Text setzt an dieser Stelle ein.

Der historische Josua war ein Angehöriger des Stammes Ephraim, zweifellos eine Führungsfigur. Ob er wirklich der große Nationalheld

und mächtige Krieger war, als den ihn das heutige Josuabuch beschreibt, darf bezweifelt werden. Viele sehen ihn eher als eine Art Schlichter, wenn es um Streitigkeiten und Stammesbeschwerden ging.

Gleichwohl, kein leichter Job in diesen wirren Zeiten: den Zuspruch „Lass dir nicht grauen, entsetze dich nicht!“ wird er sicher gerne vernommen haben. Erfolg, und jetzt auch übertragen auf Landnahme und Landverteilung, wird ihm versprochen, wenn er sich streng an die Buchstaben des jüdischen Gesetzes hält: „Betrachte es Tag und Nacht, dass du hältst und tust in allen Dingen nach dem, was darin geschrieben steht ...“

Hier sprechen Priester.

III.

Gott an der Seite der Krieger: Die zwölf Stämme ziehen über den Jordan, Priester tragen die Bundeslade mit den Gesetzestafeln, Jericho wird erobert und zerstört, die Stadt Ai folgt darauf und so geht es weiter – das ganze Land in der Hand Israels.

Ein junger Theologiestudent unserer Tage gräbt mit seinem Professor, einem biblischen Archäologen, und mit Studierenden aus aller Welt eine eisenzeitliche Siedlung in Südisrael aus. Wie staunt er, als er erfährt, dass der Ort gar nicht befestigt war – damals in der Zeit Josuas. Das bestätigt die Annahme, dass die Landnahme weitgehend friedlich erfolgte, durch nomadische Stämme im Zuge des Weidewechsels ihrer Herden. Die Forschung spricht von Transmigration, also allmählicher Eingliederung.

Ihren eigenen Glauben an den einen Gott brachten sie freilich mit und sie haben ihn fortan behalten – bis in die Zeit Jesu und bis in unsere Zeit.

Der Nahost-Konflikt, das ist heute, und er ist im Grunde genommen sehr alt. Er stellt eines der vielen ungelösten politischen Probleme dar, mit denen wir auch in diesem Jahr konfrontiert bleiben. Er be-

schäftigt Staatslenkende, zivilgesellschaftliche Organisationen und Privatpersonen. Nicht wenige sagen, er sei gar der Schlüssel für die Lösung anderer weltpolitischer Fragen.

Fest steht: dieser Konflikt ist eine Schande. Wegsehen gelingt nicht.

Orthodoxe Juden beten an der Klagemauer in Jerusalem zu JHWH (sprich: Jahwe), bitten womöglich um das ganze Land zwischen Euphrat und Mittelmeer – gemäß der an Josua gerichteten priesterlichen Zusage.

Fromme Sunniten beten in der Al-Aksa-Moschee auf dem Tempelberg in der Jerusalemer Altstadt zu Allah, dass alle Jüdinnen und Juden das nach diversen Kriegen „unrechtmäßig“ besetzte Land verlassen mögen.

So kann es nicht gehen. Rückwärts gewandtes Denken bietet keine Lösungen.

Ungelöste globale Probleme – gewiss nicht nur in Nahost – bringen Menschen dazu, in Resignation zu versinken, sich abzuwenden, der Politik zu misstrauen – oder Lösungen durch Ausgrenzung und Gewalt zu suchen und im Extremfall Terror zu verbreiten.

Was würde Jesus dazu sagen?

IV.

„Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen.“ Dieser Satz klingt im Ohr. Er stammt aus der Bergpredigt (Mt. 5, 44a), er provoziert.

Mit dieser Ansicht, mit der Vision der bedingungslosen Feindesliebe, kann man keine Politik machen, sagen viele. Und natürlich hat der Staat die Aufgabe, vornehmlich Menschen zu schützen. Dabei muss er in Grenzfällen auch Gewalt einsetzen können – Beispiele gibt es zuhauf.

Aber man kann damit leben, im Privaten damit beginnen. Man kann es immer wieder versuchen, man muss es mit dem Herzen wollen.

Und natürlich kann man wie Jesus damit scheitern. Tut so, fügt er hinzu, „damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel“. (V. 44b)

Wie zäh und mühsam ist doch der Prozess des Aufeinanderzugehens von Juden und Jüdinnen, Muslims und Muslimas, Christen und Christinnen im Alltag – das, was wir interreligiösen oder interkulturellen Dialog nennen. Doch wir müssen akzeptieren: Alle Menschen sind Kinder des Vaters im Himmel – wirklich alle. Von Gott so gewollt.

Und keine Religion steht über der anderen. Zum Schutz der Menschen durch den Staat gehört auch die Religionsfreiheit. Niemandem darf vorgeschrieben werden, was er oder was sie zu glauben hat oder nicht zu glauben hat. Religion ist Privatsache.

Eine solche Einsicht hat Konsequenzen.

V.

Tareq, Fahmi, Hasan und Obada sind Muslims – sie sind das, weil sie in Palästina geboren und so erzogen wurden. Sie sind freundliche Repräsentanten einer neuen Generation von jungen Menschen, die eine gute Schulbildung genießen, sich politisch weder von PLO noch von Hamas aufhetzen lassen, die eine eigene Meinung besitzen.

Sie glauben an eine bessere Zukunft für sich persönlich und für das kleine Land, das sich zwei Völker teilen müssen. Wie immer auch diese Zukunft aussehen mag.

„Lass dir nicht grauen, entsetze dich nicht!“, man könnte meinen, dass dieser Zuspruch auch für sie gilt. Als spätere Ingenieure, Ärzte oder Lehrer werden sie dazu beitragen, dass sich ihre Heimat weiterentwickelt – friedlich, ohne religiöse Bevormundung, voller Hoffnung.

Gott hat mit diesem Land noch mehr vor: Wir dürfen beten, helfen, erwartungsvoll nach vorn blicken, staunen.

Gottesdienst mit Abendmahl in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Prof. Dr. Helmut Sitzmann (Orgel)

„Wer sind wir?“ – 200 Jahre pfälzische Kirchenunion

Dr. Christoph Picker

Direktor der Evangelischen Akademie der Pfalz, Landau

| Universitätsgottesdienst am 22. April 2018

„Da kam Jesus in die Gegend von Cäsarea und Philippi und fragte seine Jünger und sprach: Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei? Sie sprachen: Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist Jeremia oder einer der Propheten. Er sprach zu ihnen: Wer sagt denn ihr, dass ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn! Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen.“

(Matthäus 16, 13-18a – Lutherübersetzung 2017)

Liebe Gemeinde!

1.

„Was glaubt Ihr, dass ich sei?“ Was glaubt Ihr, Ihr Pfälzer Protestanten, dass Jesus sei? Ist das eigentlich etwas Anderes: „protestantisch“ oder „evangelisch“? Und was heißt das: „uniert, unierte Kirche, Kirchenunion“?

Ich werde das relativ häufig gefragt. Besonders, wenn ich außerhalb der Pfalz unterwegs bin, wo es Lutheraner und Reformierte gibt – oder gar in Südeuropa, wo man schon mit „evangelisch“ manchmal gar nichts anzufangen weiß. Aber auch hier in der Pfalz wird manchmal nachgefragt. Von Menschen, die zugezogen sind und die das von zuhause nicht kennen. Gar nicht so selten fragen das auch Pfälzer, meist etwas beschämt, weil es peinlich ist, wenn man sich in „seiner“

Kirche nicht auskennt: „Sag mal, was heißt das eigentlich genau, dass wir uniert sind?“

Ich fange dann an, zu erklären. Erzähle von den Unterschieden zwischen Lutheranern und Reformierten, von der Vereinigung dieser beiden evangelischen Konfessionen, von der pfälzischen Unionssynode, die vor 200 Jahren in Kaiserslautern stattgefunden hat, von der Unionsurkunde, von den unterschiedlichen Deutungen des Abendmahls, von den Bildern in der Kirche und dem Verzicht auf das Kreuzifix, von der Prädestinationslehre.

Ich weiß ja Bescheid. Ich habe das alles studiert und kenne mich aus. Manchmal wird interessiert zugehört und nachgefragt. Viel häufiger aber bemerke ich eine andere Reaktion: Die Aufmerksamkeit lässt ziemlich schnell nach. „Ach ja, interessant, aber so genau wollte ich das gar nicht wissen.“ Themenwechsel.

Habe ich etwas falsch gemacht? Rede ich an dem Fragesteller vorbei? Habe ich gar die Frage ganz falsch verstanden?

2.

Was feiern wir, wenn wir 200 Jahren pfälzische Kirchenunion feiern? Was glaubt Ihr, Ihr Pfälzer Protestanten? Was sagt Ihr denn, dass Ihr seid? Wenn so gefragt wird, geht es nicht um irgendwelche dogmatischen oder historischen Details, sondern um die Fragen: Wer seid ihr? Was ist eure christliche Identität? Was glaubst du?

Was antworten Sie, wenn Sie das gefragt werden: warum Sie sich Christ nennen, warum Sie am Sonntagmorgen in den Gottesdienst gehen? Erleben Sie es, dass Sie danach gefragt werden? Strahlen Sie aus, dass Sie bereit wären, darüber Auskunft zu geben? Oder sind Ihnen religiöse Gespräche eher peinlich? Geraten Sie ins Stottern – oder finden Sie ganz klare Worte?

3.

Bei der Kirchenunion vor 200 Jahren haben die pfälzischen Protestanten zu Papier gebracht, was ihre christliche Identität ausmacht, feierlich niedergelegt in einer ein paar wenige Seiten umfassenden Verei-

nigungsurkunde. Genaugenommen waren das natürlich nicht „die“ pfälzischen Protestanten, sondern ein paar Vordenker aus Speyer. Aber immerhin hat eine 40-köpfige Generalsynode – Pfarrer, Rechtsanwälte, Kaufleute, Beamte – diesen Text feierlich verabschiedet. Und man kann wohl auch davon ausgehen, dass die protestantische Bevölkerung das mitgetragen und sich mehr oder weniger intensiv angeeignet hat.

Das, was da steht, bringt zum Ausdruck, wie sich pfälzische Protestanten verstanden. Die Vereinigungsurkunde beschreibt ihre Identität:

Wir glauben, dass die Wiedervereinigung der bisher getrennten protestantischen Konfessionen (also der Lutheraner und der Reformierten) die fröhliche Rückkehr eines neuen christlichen Lebens bezeichnet.

Wir sind uns bewusst, dass es zum innersten und heiligsten Wesen des Protestantismus gehört, immerfort auf der Bahn wohl geprüfter Wahrheit und echt-religiöser Aufklärung, mit ungestörter Glaubensfreiheit, mutig voranzuschreiten.

Und deshalb wollen wir, die pfälzischen Protestanten, fest und brüderlich vereint sein und bleiben – als protestantisch-evangelisch-christliche Kirche.

Die überlieferten Bekenntnisse, die alten Texte der frühen Christenheit und der Reformationszeit, halten wir in gebührender Achtung.

Aber Glaubensgrund und verbindliche Richtschnur soll allein die Heilige Schrift sein.

Und dann wird das entfaltet – besonders das, was bisher umstritten war und nun nicht mehr Christen von Christen trennen sollte: Dass das Abendmahl ein Fest sei, zur Erinnerung an Jesus. Dass es uns mit Jesus verbindet, der für die Menschen in den Tod gegangen ist. Dass er vom Tod auferweckt wurde und zu seinem und unserem Vater heimgegangen ist. Dass er unser Erlöser ist. Zu diesem Jesus bekennen sich die Pfälzer Protestanten. So steht es in der Unionsurkunde, die bis heute das offizielle Bekenntnis der pfälzischen Unionskirche ist.

Ich schätze diesen Text sehr. Ein klares Bekenntnis zu Jesus Christus, ein konsequenter Bezug auf die Heilige Schrift, und dann ganz viel Freiheit, wie das alles zu verstehen und auszulegen ist. Wertschätzung für die Überlieferung, aber die Ablehnung jeglichen dogmatischen Zwangs. Ungestörte Glaubensfreiheit und Offenheit für Neues, für Entwicklung, für das Dazulernen, für Aufklärung, für Kritik. Vor allem die Bereitschaft, sich weiterzuentwickeln. Das gehört nach der Unionsurkunde *zum innersten und heiligsten Wesen des Protestantismus: auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit und echt-religiöser Aufklärung* voranzuschreiten! *Mutig*. Was für ein Optimismus!

Ich weiß nicht, ob Sie sich mit solchen Glaubensaussagen identifizieren können. Ob Sie das Freiheitspathos und den Optimismus von 1818 teilen können. Ob Sie unterschreiben können, was da gesagt ist von Tod und Auferstehung und von Jesus als dem Erlöser.

Wahrscheinlich fallen Ihre Antworten sehr unterschiedlich aus. Unter den Bedingungen der Moderne, der Pluralisierung, der Freiheit des Individuums kann das auch gar nicht anders sein. Und es ist auch gut so: Ihren Glauben müssen Sie selbst verantworten, das kann Ihnen niemand abnehmen.

Ich kann nur sagen: Für mich, für mich persönlich, ist die Unionsurkunde nach wie vor ein ganz überzeugender Text. Einer, der Referenzpunkte beschreibt, der versucht zu umreißen, was uns als Christen miteinander verbindet. Und der dabei einen weiten Raum lässt, den eigenen, persönlichen Glauben zu formulieren und zu verantworten.

4.

Was sagt denn Ihr, dass ich sei? Die Antworten zur der Zeit Jesu und des frühen Christentums fielen möglicherweise genauso vielfältig aus, wie sie heute ausfallen. Es sind übrigens Antworten, die vom Verfasser des Matthäusevangeliums gar nicht negativ gewertet, geschweige denn verdammt werden.

Der apokalyptische Menschensohn, der auferstandene Johannes der Täufer, der kurz zuvor zu Salomons Vergnügen enthauptet wurde, der

zum Himmel gefahrene Elias, die Verkörperung des Propheten Jeremias. Oder irgendeine andere Heiligengestalt, die man kannte, die einzuordnen war. Das war das, was die Leute über Jesus sagten. Dass er eine Heilsgestalt sei, das spüren offenbar viele. Die Worte, die sie dafür fanden waren unterschiedliche.

Die tiefste und wirkmächtigste Antwort gibt Petrus: „Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“

Ganz nah an Gott, von göttlicher Abkunft, von göttlicher Qualität. Ein Hinweis auf die Lebendigkeit Gottes, nicht der Ausdruck eines abstrakten Prinzips, sondern etwas, das atmet, interagiert, berührt wird und berührt.

Und er ist der Christus, der Messias. Das heißt der König, der Macht hat, der Ansprüche hat, der Verehrung verdient und der das Friedensreich Gottes bringt – für sein Volk und für die gequälte, geknebelte und verirrte Kreatur. Das sagt Petrus.

Und was sagt Ihr? Das ist keine unerhebliche Frage. Es geht um christliche Identität. Es geht – wie bei Petrus – um den Fels, auf dem Christus die Kirche baut. Einen anderen gibt es nicht. Sie, ich und Du, mit unserer Antwort auf die Frage: Wer sagt ihr, dass ich sei? – das ist der Fels, auf dem Christus seine Kirche baut.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Philipp Huchzermeier (Piano), Jörg Kirsch (Bass)

„Kirche weltweit – Lernen aus Indonesien“

Dr. Diks Pasande

Ökumenischer Mitarbeiter der Evangelischen Kommission
in Solidarität (EMS), Stuttgart

| Universitätsgottesdienst am 09. Juli 2017

Christus betet: „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, dass sie eins seien wie wir.“
(Johannes 17, 11b / Lutherübersetzung 2017)

Liebe Schwestern und Brüder in Christus,

ich freue mich sehr über die Einladung und die Gelegenheit, die mir heute gegeben wird. Etwas Besonderes ist die Freundschaft mit Pfarrer Eckart Stief – mehr als zehn Jahre.

Ich persönlich bin froh, dass dieser Universitätsgottesdienst unter dem Thema „Evangelisch – weltweit“ nun auch mit ökumenischen Fragen und Problemen verbunden ist. Das bedeutet, dass wir uns bewusst sind und versuchen, die Ereignisse der Reformation in einen breiteren Kontext zu stellen.

In diesen kurzen Überlegungen habe ich zum Ziel, eine Reflexion über die Ereignisse der Reformation vorzunehmen und den Bezug auf die ökumenischen Hoffnungen in der aktuellen Situation, der wir gegenüberstehen, herzustellen. Sie hier haben natürlich die besseren historischen Hintergründe über die Entstehung der Reformation in deutschen Ländern und können sie sicher besser verstehen. Das wenige Wissen, das ich über die Geschichte gelernt habe, ist nur in meinem Studium der Kirchengeschichte in Indonesien entstanden. Was mir klargeworden ist: wir sollten mit Hilfe einer Reflexion über die Vergangenheit die Bedeutung für die heutige Situation suchen.

Wir suchen eine neue Bedeutung der Ereignisse der Vergangenheit. Für unser Gemeinwohl der Gegenwart und der Zukunft.

Betrachten wir unsere Haltung und unseren Blick auf Martin Luther hinsichtlich seines Verhältnisses dem Adel und den Großgrundbesitzern gegenüber. Und im Gegensatz dazu sein Verhalten gegenüber dem Bauernaufstand. Er störte sich an der Offensive und der Zerstörung der sozialen Ordnung dieser Zeit. Luthers Argument ist, dass die Verkündigung von Gottes Wort nicht in der Gesellschaft umgesetzt werden kann, solange die soziale Ordnung derart chaotisch ist. Aus diesem Grund können wir immer noch über seine Schrift "Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" und damit hinsichtlich seiner Haltung gegenüber den Bauern debattieren bzw. diskutieren.

Meine nächste Frage ist, welche Position sollte die heutige Kirche in dieser Hinsicht übernehmen?

Es erinnert mich an den Satz von Gustavo Gutierrez in seiner "Theologie der Befreiung", dass die Stellung der Kirche im Umgang mit führenden Positionen und unterdrückender Macht nicht "neutral" bleiben kann. Kirche muss deutlich Position beziehen und zwar für die Schwächeren gegen Unterdrückung. Ansonsten bleibt die Kirche auf dem Abstellgleis.

Meine Vision ist, dass in diesem Punkt alle Kirchen vereinigt sprechen und agieren sollten. Damit sie eins sind in der Hoffnung und im Gebet Jesu. Warum war es für Jesus so wichtig, für die Einheit seiner Jünger zu beten? Die Erklärung könnte sein, dass Jesus bereits ein Problem bei der Einhaltung der Einheit sah. Er sah nicht nur die akute Situation mit seinen Jüngern, sondern er ahnte schon die Probleme in dieser Hinsicht auch in der Zukunft. Sein Gebet konfrontiert uns also auch heute noch mit seiner Mahnung und seinem Wunsch nach Einheit.

Wir sollten uns also Gedanken darüber machen, wie wir diese Hoffnung umsetzen. Liebe Schwestern und Brüder in Christus, sprechen

wir über die Bewegung der Einheit der Kirche und die ökumenische Bewegung, so muss ich leider sagen, dass Indonesien dafür ein schlechtes Beispiel ist.

Es gibt mehr als 300 kirchliche Organisationen und Institutionen, die im Religionsministerium der Republik Indonesien offiziell registriert sind. Es gibt etwa 90 institutionelle Kirchen, die Mitglied des PGI sind. Sie gehören der Gemeinschaft der Kirchen in Indonesien an oder sind unter dem Dachverband der Kirchen in Indonesien eingetragen. Zu vergleichen sind sie mit einzelnen Kirchen in Deutschland wie etwa die EKD.

Die meisten Mitglieder der Kirchen im PGI kommen von der ethnischen Kirche. Das heißt, als die Missionare nach Indonesien kamen, besuchten sie die Institutionen der Mission der verschiedenen Stämme in Indonesien. Die Missionare wurden ursprünglich aus einer Vielzahl von Kirchen und Missionsgesellschaften in Europa gesendet und brachten ihre jeweiligen Traditionen und Lehren aus ihren Kirchen zu den verschiedenen Stämmen in Indonesien. Die sich bildenden Kirchen vor Ort vermischten und übernahmen dann häufig verschiedene ethnische Gegebenheiten, so wie den Stammesnamen, die Kultur und Traditionen, aber auch Rituale der lokalen Bevölkerung. Wenn dann jemand seinen Wohnort wechselte, um in einem anderen Bereich Indonesiens zu leben, so nahm er Traditionen seiner „alten“ Kirche mit und gründete am neuen Ort seine neue ethnische Kirche. Dieses Verhalten hält bis heute an.

Also ist es nicht verwunderlich, dass in Indonesien so kleine Städte wie beispielsweise Rastatt mehr als 200 Organisationen oder Institutionen von Kirchen haben. Die meisten Kirchen kümmern sich jeweils nur um ihre eigene ethnische Kirche.

Leider wird das Gemeindewachstum häufig nur durch die zunehmende Verbreitung der Ortskirchen in ganz Indonesien und im Ausland gemessen. Die Menschen sind stolz darauf, wenn sich ihre ethnische Kirche auch an anderen Orten etabliert hat. Ein Beispiel: ein Kirchenbischof aus Indonesien war zu Besuch in Japan. Dort etablierte er

kurzerhand seine ethnische Kirche im Namen seiner Volksgruppe. Im letzten Monat ist er aus Japan zum Kirchentag nach Berlin gekommen. Von Berlin setzte er seine Reise nach Amsterdam fort, um eine weitere ethnische Kirche zu eröffnen. Danach erklärte er mir stolz, dass er seine Stammeskirche auch in Kalifornien vorstellen möchte. Er war stolz, aber ich war traurig.

Das Problem dabei ist, dass es keine gegenseitige Unterstützung der Kirchen gibt, sondern, dass diese vielen Kirchen sich nur um eigene Probleme kümmern. So zum Beispiel beim Regimewechsel 1998 als General Suharto durch Studentendemonstrationen nach 32 Jahren an der Macht gestürzt wurde. Überall gab es Konflikte.

Von 1998 bis 2004 flammten religiöse Konflikte in Maluku, Nord-Maluku und Zentralsulawesi auf. Tausende von Menschen starben, sowohl muslimische als auch christliche. Die Konfliktgebiete wurden oft auch als „Kosovo in Asien“ bezeichnet. Die lokalen Kirchen beschäftigten sich mit diesen Problemen auf eigene Faust. Es gab keinen gemeinsamen Standpunkt der Kirchen, keine gemeinsame Aktion, um den Konflikt zu beenden und kein gemeinsames Bemühen, um die Situation der Menschen zu erleichtern. Jede Kirche beschäftigte sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten.

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn, unsere gemeinsame Sorge sollte es sein, dass die Kirchen die Realität nicht sehen wollen oder vorgeben, sie nicht zu sehen. Vielleicht ist dieses Phänomen als "Verstrickung in institutioneller Gefangenschaft" bekannt, von Prof. Konrad Raiser, dem ehemaligen ÖRK-Generalsekretär, in seinem Buch "To Be The Church" beschrieben.

Der Glaube ist der Ausgangspunkt für unsere gemeinsame Sorge, die Kirchen wieder in die Lage zu versetzen, zusammensitzen und zusammenzuarbeiten. Als Einheit, so wie Jesus es in seinem Gebet an seine Jünger schon beschrieben hat.

Vor allem im Zusammenhang mit der Feier der Reformation der Kirche bedeutet dies, dass wir unsere gemeinsamen Standpunkte suchen und finden.

Was sind unsere gemeinsamen Sorgen heute, was ist unser gemeinsames Interesse in einer Welt, die zunehmend beunruhigende Situationen schafft?

Wir stehen ratlos vor einer immer größeren Anzahl von Flüchtlingen. Wir sind mit verschiedenen Finanzkrisen in der Welt, wie zum Beispiel in Griechenland, konfrontiert. Spannungen und Kriege in der Ukraine, Terror von radikalen Organisationen wie dem Islamischen Staat im Namen der Religion, im Nahen Osten, Afrika und Asien. Ökologische Probleme und Umweltzerstörung, Armut und Ungerechtigkeit.

Eine Herausforderung für die Kirchen, gemeinsam zu handeln. Wenn Martin Luther damals sagte, „es ist schwierig, die Verkündigung des Wortes Gottes mitten in einer chaotischen sozialen Ordnung zu verbreiten“, so sagen wir jetzt: „Inmitten von Gewalt und Unsicherheit müssen Kirchen gemeinsam handeln und zusammenstehen.“

Es geht darum, die Liebe Gottes und die Hoffnung auszudrücken und sie mit allen Menschen dieser Welt zu teilen.

Hoffentlich.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern

Musikalische Gestaltung: „Norbert Christmann and Friends“ mit Norbert Christmann (Saxophon und Akkordeon), Gerd Hunsinger (Schlagzeug), Ralf Nehr (Bass) und Rainer Soffel (Gitarre)

„Das verlorene Paradies“

Schauspielerinnen Hannelore Bähr, Pfalztheater Kaiserslautern
Studierendenpfarrer Eckart Stief, ESG-Zentrum Kaiserslautern

| Universitätsgottesdienst am 05. November 2017

I. Lesung von Hannelore Bähr

(aus: Marie-Luise Kaschnitz. Adam und Eva, 1949/1952)

„Als Adam und Eva gezwungen wurden, das Paradies zu verlassen, ging es ihnen gewiss lange Zeit ziemlich schlecht. Wie man hört, waren die Tiere draußen unfreundlich, der Boden steinig und das Klima rau. Adam und Eva hatten nichts gelernt als faulenzen und die Arbeit fiel ihnen schwer. Kaum dass sie, wie man zu sagen pflegt, auf einen grünen Zweig gekommen waren, geschah das Unglück mit den beiden ältesten Söhnen, die sie schlecht erzogen hatten, so dass der selbstgefällige Abel nun unter dem Rasen lag, während der gewalttätige Kain irgendwo herumirrte und die Eltern sehen konnten wie sie zurechtkamen ohne den Gärtner Abel und den Jäger Kain. Aber dann wuchsen Ihnen neue Kinder heran und immer wieder neue, wenigstens stelle ich mir das so vor, und auch, dass Adam und Eva ziemlich alt wurden, ehe sie zu altern begannen. Um diese Zeit hatten sie gewiss längst ein Haus und Eva ging nicht mehr in Schürzchen aus Palmblättern umher. Obwohl beide an den Garten Eden nur noch eine schwache Erinnerung hatten, ahmten sie doch nach, was sie einmal dort gesehen hatten, indem sie einen Brunnen gruben, der dem Wasser des Lebens glich, einen Garten pflanzten und einige Tiere zähmten, die sich auf dem umfriedeten Grundstück friedlich, wie die Tiere des Paradieses, benahmen. Dies alles war ganz unvollkommen, aber es machte Freude, daran zu arbeiten und abends umherzugehen und darüber nachzudenken, was sich noch tun ließ. Es machte so viel Freude, dass sie mit der Zeit ganz zufrieden wurden und Adam sich manchmal selbst ein bisschen so fühlte, als sei er der liebe Gott.“

Es war darum eine große Erschütterung für ihn, als er eines Tages erfuhr, dass er sterben müsste. Nicht, dass er darüber eine bestimmte Nachricht erhalten hätte. Er sah eines Abends ein Tier seiner Herde tot umfallen, und da er sich selbst diesem großen starken Leittier oft verglichen hatte, kam ihm mit einem mal der Gedanke, dass er in dieser Beziehung nicht mehr und nichts Besseres sei als ein Tier. Als er zu dieser Erkenntnis gekommen war, wurde er sich verschiedener Mängel bewusst, die er vorher nicht gekannt hatte, einer Schwäche der Augen, einer Unsicherheit der Hände, einer Trübung des Gehörs. Das ist der Tod, dachte er entsetzt, als an diesem Abend ein zerbrechlicher Gegenstand seiner Hand entglitt. Was hast du denn, fragte Eva, weil er wie versteinert dastand, während sie die Scherben zusammenlas.

Diese Frage, was hast du denn, stellte Eva noch einige Male in der folgenden Zeit. Denn Adam begann sich in der Tat wunderbar zu benehmen. Es fing damit an, dass er nicht mehr schlief in der Nacht. Er wälzte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite oder lag auch still auf dem Rücken und starrte zur Decke hinauf. Er konnte nicht schlafen, weil er zu viel denken musste, aber die Gedanken, die ihn wachhielten, waren keineswegs erhabene, an den Tod oder an Gott, vielmehr drehten sie sich mit grässlicher Beharrlichkeit um kleine häusliche Missstände, einen Fehler in der Bewässerungsanlage, eine schadhafte Stelle im Dach.

Wenn die Nacht vorüber war und alle im Hause sich wieder an ihre Arbeit begaben, überfiel ihn dann eine schreckliche Müdigkeit, und es kam vor, dass er sich gleich nach dem Frühstück wieder hinlegen musste und eine ganze Weile liegen blieb. Das war ihm selbst verwunderlich, aber noch viel erstaunlicher war die Empfindlichkeit, die er gegenüber den verschiedensten Geräuschen an den Tag zu legen begann. Das Bellen der Hunde machte ihn rasend, noch mehr das Kreischen der Papageien und das alberne Geschrei der Affen, die in den Bäumen hinter dem Hause spielten und von denen er sich bald einbildete, dass sie ihn verfolgten und nur zu seinem Ärger ihren törichten Lärm vollführten. Die Kinder, und zwar noch mehr die halberwachsenen als die kleinen, erregten seinen Unmut auf Schritt und Tritt. Es fiel ihm plötzlich auf,

dass sie gewisse idiotische Redewendungen ständig wiederholten und dass sie, ohne die geringste Rücksicht auf ihn zu nehmen, mit schallender Stimme ihre aufreizend stupiden Lieder sangen.

Schließlich bin ich der Vater (...), und neu war (...) der Wunsch, der ihn jetzt von Zeit zu Zeit überkam, der Wunsch nämlich, sich zu entfernen aus einer Umgebung, in der man ihn so wenig achtete und seinen Worten wo wenig Aufmerksamkeit zollte. Er ging ein paar Mal fort in der Nacht, bald in dieser, bald in jener Richtung, und schließlich ertappte er sich dabei, dass er bei diesen Spaziergängen etwas ganz Bestimmtes suchte: nämlich die Mauer des Gartens Eden, auf die er im Anfang, also vor vielen Jahrzehnten, herumwandernd, noch manchmal gestoßen war, und auf der im roten Abendhimmel die Engelwachen gestanden hatten, sehr schön, mit ihren Wolkenflügeln aus schimmerndem Grau. Aber diese Mauer war nicht mehr da, und er hörte auch bald auf, sie zu suchen. Statt allein fortzugehen, machte er immer öfter die Runde durch sein Anwesen, betrachtete alles, was er gemacht hatte, und fand es schlecht genug. Er beobachtete auch seine Kinder und fand sie faul und leichtsinnig, unfähig, das Werk weiterzuführen, das er begonnen hatte, und das zu vollenden ihm nicht Zeit genug blieb. Und dann versuchte er über dies alles mit Eva zu sprechen, aber Eva lachte nur, und er war von ihrer Gleichgültigkeit aufs tiefste gekränkt.

In der folgenden Zeit fand er immer mehr Ursache, mit seiner Frau unzufrieden zu sein. Denn wenn Eva auch im Anfang seiner Verdüsterung recht lieb und freundlich gewesen war und sich bemüht hatte, ihm ein wenig Ruhe zu verschaffen, so schien sie doch von Tag zu Tag weniger um ihn besorgt zu sein. Ihre Laune war ausgezeichnet, ihr Appetit vorzüglich, und obwohl sie nicht jünger war als Adam selbst, schlief sie, ohne auch nur ein einziges Mal aufzuwachen, die ganze Nacht. Wenn er sich über den Lärm beschwerte, machte sie ein erstauntes Gesicht, wenn er über das Wetter klagte, sagte sie, es wird schon wieder besser werden (...). Es fehlte nicht viel, dass sie gesagt hätte, ach sei doch still, wenigstens meinte Adam dies herauszuhören und auch einen kleinen Ärger über seine Mutlosigkeit, und dieses Unverständnis kränkte ihn tief. Natürlich konnte er trotzdem nicht schweigen, da ja das Sagenmüssen

wie Rauch zum Feuer zu diesem inneren Brande gehört. Also sprach er weiter, sprach mit einer Stimme, die ihm selbst verhasst war, weil sie so nörglerisch und griesgrämig klang. Er beklagte sich über die Sonne und den Regen, über das Unkraut und die Schädlinge und die Kinder, und Eva sagte in der ersten Zeit noch ein paar Mal, das ist doch nicht so arg, und dann sagte sie gar nichts mehr, und er hatte den Verdacht, sie hörte ihm überhaupt nicht mehr zu. (...)

Er war der einzige Mann, der für Eva in Frage kam, da es neben ihm nur Söhne und Enkel gab. Zwar war er früher, wenn Eva allein fortging und lange ausblieb, manchmal ein wenig unruhig geworden. Aber Eva war, wenn sie zurückkam, immer besonders strahlend und liebevoll gewesen, immer hatte sie etwas Besonderes mitgebracht, ja es schien ihm jetzt, als habe er in seinem ganzen Leben nichts als Liebe und Freundlichkeit von ihr erfahren. Aber in dem Augenblick, in dem er sich seines Glückes bewusst wurde, war es mit diesem Glück auch schon vorbei. (...) (Er) erfuhr (...) alle Qualen der Eifersucht, nur, dass kein Liebhaber, sondern ein Phantom sein Nebenbuhler war, kein Mann, mit dem er hätte kämpfen können, sondern das Traumbild der Jugend und des Lebens schlechthin. (...)

(Er) wurde (...) misstrauisch, horchte und schlich im Hause umher. Einmal, als er sich Eva gegenüber über die stechende Sonne beklagte, bemerkte er, wie sie ihr Gesicht und ihre Arme dieser Sonne entgegenhob, als sei gerade das, was ihn quälte, ihr eine Quelle der Lust. (...) Er erinnerte sich der Zeiten, in denen Eva und er noch allein gewesen waren, und wie sie (...) sich geschworen hatten, einander niemals zu verlassen. Jetzt war Eva noch immer an seiner Seite, sie war nicht fortgegangen, aber es kam ihm vor, als entfernte sich dennoch ein wenig weiter mit jedem Tag. (...)

Er glaubte zu bemerken, wie bei seinen Worten eine leise Ungeduld über Evas Züge glitt. Wenn er ein längeres Ausbleiben ankündigte, meinte er, auf ihren Lippen ein Lächeln der Erleichterung zu sehen, und wenn er dann fortging, bildete er sich ein, dass ihre Stimme, die er aus der Ferne noch hörte, froher und heiterer klang. Einmal, als sie bei der Abend-

mahlzeit saßen, fasste er sie ins Auge und stellte fest, dass ihre Haut schlaff wurde und ihre Haare sich zu verfärben begannen. Er bemerkte auch, dass sie Schmerzen in den Gliedern hatte und sich nicht mehr so frei und anmutig bewegte wie vorher. Sie ist nicht jünger als ich, dachte er, aber sie tut, als habe sie unbegrenzte Zeit vor sich, ewige Zeit. Und dann dachte er plötzlich, sie weiß nichts, sie weiß es nicht, und er war über ihre Dummheit empört. Nach dem Essen ging Eva noch auf den Hof hinaus, um das Spielzeug der kleinen Kinder zusammenzusuchen. Adam ging ihr nach und blieb bei ihr stehen und sah sie flehend an. Werde mit mir alt, wollte er sagen, werde mit mir alt. Aber natürlich brachte er diese Worte nicht über die Lippen, sondern begann sich stattdessen über die Mücken zu beklagen, in einem wilden und verzweifelten Ton. Was du nur immer hast, sagte Eva, und sah ihn kopfschüttelnd an.

In dieser Nacht beschloss Adam, Eva zu sagen, dass sie sterben müsse. Vielleicht hätte er es nicht getan, wenn nicht der Mondschein so hell im Zimmer und gerade auf Evas Gesicht gelegen hätte und wenn dieses Gesicht nicht so voll von Lebensentzücken gelächelt hätte im Schlaf. Aber dieser Augenblick rief in Adam, der schon viele Stunden schlaflos gewesen war, eine dunkle Rachsucht hervor. Er weckte Eva auf, und Eva rieb sich die Augen und fragte, ob was mit den Kindern sei. Wir müssen sterben, sagte Adam, und es war ihm zumute, als beginge er einen Mord. Große Neuigkeit, sagte Eva spöttisch. Das weiß ich schon lang. Hast du dir keine Gedanken gemacht, fragte Adam, sobald er sich von seiner Überraschung erholt hatte. Was wir hier zurücklassen, ist unfertig und keinen Pfifferling wert.

Jemand wird es schon fertigmachen (...).

Die Kinder, sagte Adam streng, sind träge und leichtsinnig. Sie wissen nicht, was arbeiten heißt, und werden elend zugrunde gehen.

Es wird schon noch etwas aus ihnen werden (...). Und was wird aus uns, fragte Adam und stützte seinen Kopf auf die Hand.

Wir bleiben zusammen (...). Wir gehen zurück in den Garten. Und sie legte ihre Arme um Adams Hals und sah ihn liebevoll an.

Ist er denn noch da? fragte Adam erstaunt. Gewiss, sagte Eva.

Wie willst du das wissen? fragte Adam mürrisch.

Woher meinst du (...), dass ich die Reben hatte, die ich dir gegeben habe, und woher meinst du, dass ich die Zwiebel der Feuerlilie hatte, und (...) den schönen, funkelnden Stein? Woher hattest du das alles? fragte Adam.

Die Engel (...) haben es mir über die Mauer geworfen. Wenn wir kommen, rufe ich die Engel, und dann öffnen sie mir das Tor.

Adam schüttelte langsam den Kopf, weil eine ferne und dunkle Erinnerung ihn überkam. Gerade dir, sagte er. Aber dann fing er an zu lachen, laut und herzlich, zum ersten Mal seit ach wie langer Zeit."

II. Meditation von Eckart Stief

Ich sehe ihn vor mir:

den Ort des Friedens, der absoluten Eintracht zwischen Mensch, Tier, Natur – durchweht von dem guten göttlichen Geist, den immergrünen, wärmenden Garten, ohne giftige Insekten oder Schuppenkriechtiere – voll von Früchten und sauberem Wasser.

Dieses Paradies, so wie es im 1. Buch Mose von hebräischen Priestern beschrieben worden ist, hat es *nie* gegeben.

Die Sehnsucht nach dem Paradies wird es *immer* geben.

Darüber müssen wir reden.

Seit Darwins Forschungen wissen wir, dass sich das Leben auf der Erde – das klingt wunderbar und ist wunderbar – „entwickelt“ hat.

Diese Erkenntnis hat nichts, wie manchmal unterstellt, mit der Leugnung Gottes zu tun. Im Gegenteil.

Und diese Entwicklung, die Evolution, geht ja weiter. Wir haben Anteil daran – staunend, ehrfürchtig, mit zunehmender Erkenntnis und ohne Zweifel mit zunehmender Verantwortung.

Bibeltreue Christinnen und Christen, die den Text wörtlich nehmen, haben Probleme mit dieser Anschauung. Sie fühlen sich der Denkweise des Kreationismus verbunden. Dahinter verbirgt sich letztendlich die Frage nach der Urheberschaft von biblischen Texten, eine seit mehr als einem Jahrhundert mitunter sehr kontroverse theologische Frage.

Das Wort *Paradies*, lese ich im Lexikon, kommt aus dem mittelpersischen *pardez*: Umwallung, runde Umzäunung, Garten.

Mythen vieler Völker reden von einem Land oder Ort der Seligkeit in der Urzeit am Rande der bekannten Welt. Menschen mit besonderen Verdiensten kommen dorthin, meist nach dem Tod. Mythen sind keine historischen Berichte – eher frühzeitliche Erklärungsversuche, nicht selten mit einem Kern von Wahrheit.

Dabei fällt mir eins besonders auf: der Ort der Paradiesgeschichten ist nicht außerhalb der Welt. Auch der biblische, der so genannte jehowistische Paradiesbericht erzählt nicht von Jenseitigem, sondern von dem scheinbaren Zustand zu Beginn dieser unserer Welt.

Mir gefällt die Erzählung „Adam und Eva“ von Marie Luise Kaschnitz – sie berührt mich.

Weil sie mit dem Mythos spielt? Vielleicht.

Weil ich sie wohl für immer mit Hannelore Bähr, der wunderbaren Schauspielerin und Freundin, seit einem ersten Hören im Gravius-Wohnheim in Verbindung bringe? Ganz sicher.

Die Erzählung von Frau Kaschnitz, vier Jahre nach dem Krieg in einem zerstörten Deutschland geschrieben, 1952 veröffentlicht, macht mir deutlich, dass auch ich außerhalb des Gartens stehe und immer

wieder an dem Sinn von allem, am Leben, zweifle – ich trauere über Unfrieden, Krankheit, Endlichkeit, Tod.

Sehnsucht wird geweckt.

Es erstaunt dabei, dass das Wort Paradies in der ganzen Bibel nur dreimal vorkommt. Im Alten Testament gar nicht – im 1. Buch Mose, Kap. 2, wird schlicht von einem „Garten in Eden gegen Osten hin“ gesprochen (V. 8). Im Neuen Testament findet der Begriff Anwendung bei Paulus (2. Kor. 12, 4), in der Offenbarung (Off. 2, 7) und – für mich die interessanteste Stelle – im Lukasevangelium (Lk. 23, 43).

Lukas, und nur er, berichtet, dass mit Jesus zwei Verbrecher („Übeltäter“ übersetzt Luther) auf Golgatha hingerichtet werden. Der eine bereut, schon am Kreuz hängend: „*Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!*“ (V. 42) – Und die Antwort Jesu: „*Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.*“

Schon als Kind war ich von dieser Antwort angetan.

Das verlorene Paradies?

Lukas verschiebt es hier in ein Dasein nach dem Tod ohne Ortsangabe, aber, geschickt wie er ist, verbindet er den Wunsch des reuigen Übeltäters nach Teilhabe an Jesu Reich, wir könnten auch sagen: dem Reich Gottes, mit dem Paradiesmythos.

Der Eintritt in dieses Reich ist Reue und Vergebung – das lässt wahrlich hoffen. Und Luther, dessen Wirken wir in diesen Wochen nun wirklich genug gewürdigt haben, fühlte sich bestätigt.

Oft wurde ich gefragt, warum ich neben Politik auch Theologie studiert habe. Selten wurde mir die Antwort so klar:

es war und ist die Sehnsucht nach dem Paradies,
dem erfüllten Leben im Hier und Jetzt,
die Sehnsucht nach dem Reich Gottes, dessen Verkündigung das Wirken Jesu wie ein roter Faden durchzieht.

Nicht erst erfüllt in einem abstrakten Jenseits,
sondern so konkret,
wie wir es Sonntag für Sonntag im Vaterunser beten:

Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.

Gottesdienst in der Friedenskirche Kaiserslautern
Musikalische Gestaltung: Frauenchor „UNart“
Leitung: Ulrich Nolte

|
|
|
| ... Addendum

„Naturwissenschaft und Glaube – Physik und die Frage nach der Religion“

Prof. Dr. Burkard Hillebrands
Fachbereich Physik, TU Kaiserslautern

| Impulsvortrag im Rahmen des ESG/KHG-Themenabends
am 5. Februar 2020⁸

Zunächst möchte ich mich vorstellen:

- Ich arbeite als Professor für Experimentalphysik hier an der TU Kaiserslautern, bin verheiratet und lebe mit meiner Familie hier in Kaiserslautern.
- Ich arbeite auf dem Gebiet der Spinwellen. Dies sind magnetische Wellen in einem magnetischen Festkörper, z.B. aus Eisen, Kobalt oder Nickel. Ihre Quasiteilchen heißen Magnonen und mein Arbeitsgebiet heißt entsprechend Magnonik. Die Idee ist, Elektronen durch Magnonen zu ersetzen und so eines Tages neue, magnonen-basierte Computer zu bauen. Ich schaue mir mit meiner Arbeitsgruppe neue Eigenschaften an, wie z.B. der Kondensation von Magnonen zu neuen Festkörperzuständen oder der magnonischen Supraleitung.
- Mein Motto ist „Forschung machen und Forschung gestalten“. Zum Thema „Forschung gestalten“: Ich habe diverse Aufgaben auf dem nationalen und internationalen Parkett übernommen, darunter derzeit die Präsidentschaft der European Magnetism Association, den

⁸ Bei dem Beitrag handelt es sich um einen Impulsvortrag im Rahmen des ESG/KHG-Semesterthemas im Wintersemester 2019/20 „Wissen *schafft* Glaube“. Die Herausgeber haben sich wegen der grundlegenden thematischen Bedeutung und der Reputation des Autors zur Veröffentlichung in dieser Sammlung entschlossen.

Chair der Magnetismus-Kommission der International Union for Pure and Applied Physics (IUPAP), einer mit der UNESCO verbundenen Organisation, sowie den Vorsitz des wissenschaftlichen Beirats des Helmholtz-Zentrums Dresden-Rossendorf. Ich bin Mitglied und Vizepräsident der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, sowie Mitglied diverser anderer sog. Learned Societies. Und ich war acht Jahre lang Vizepräsident für Forschung, Technologie und Innovation an unserer TU Kaiserslautern.

Nun lasst uns beginnen. Ich möchte gerne, bewusst antagonistisch gemeint, zwei Zitate voranstellen:

- *Cusanus* (Nikolaus von Kues, 1401-1464) in *Über den Ursprung* (1459):

„In Gott sind alle Schätze der Wissenschaft verborgen“.⁹

Weil im menschlichen Intellekt der göttliche Ursprung fortwirkt, könne es dem höchsten Künstler nicht gefallen, wenn die Herrlichkeit seiner Schöpfung unerkannt bliebe. Dies war also die „Lizenz zum Forschen“.¹⁰

- *Wilhelm Busch*:

„Wer in Glaubenssachen den Verstand befragt, kriegt unchristliche Antworten“.¹¹

In diesem Spannungsfeld möchte ich nun gerne ein paar Gedanken vortragen. Zum Start lassen sie mich dazu noch ein Zitat von *Max Planck* (1858-1947) hinzufügen, also um die Bühne nun voll zu öffnen. Er war einer der größten Physiker des 20. Jahrhunderts und Begründer der Quantenphysik: „Wissenschaft und Glaube sind keine Gegensätze; sie ergänzen und bedingen einander.“

⁹ Siehe auch Kolosser 2,3: *In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.*

¹⁰ *Denken ist keine Sünde*, Thomas Assheuer, Die Zeit 02/2019, 03.01.2019

¹¹ Busch, Aphorismen, Reime und Sinnsprüche. Sprikker

Glauben hat viele Komponenten:

- eine höchst intime, private Komponente – darüber möchte ich allenfalls sehr bedingt sprechen.
- eine Komponente, welche die Einbettung ins reale Leben betrifft – darüber möchte ich sprechen. Ich möchte adressieren, wo sich für mich als Naturwissenschaftler die naturwissenschaftliche Sphäre und die Glaubenssphäre treffen.

Nun, ich fühle mich heute hier eingeladen als Vertreter der Physiker-Spezies. Mein Denken als Physiker ist sicherlich nicht sehr verschieden zu benachbarten Disziplinen. Viele Physiker haben sich mit dem Thema schon auseinandergesetzt.¹²

Was macht mich, Burkard Hillebrands, als Physiker aus?

1. **Ich denke in Modellen.** Dies heißt, ich begreife die Welt durch eine modellmäßige Beschreibung. Modelle sind Vorstellungen, die für die Physiker meist in der Sprache der Mathematik formuliert sind. Sie zeichnen sich durch eine Überprüfbarkeit und durch Vorhersagekraft aus. Die Beispiele kennen Sie aus Ihrer Schulzeit, z.B. die Berechnung einer Wurfbahn, oder der Lauf der Planeten. Ich weiß genau, dass das, was ich wahrnehme, von mir niemals in absolutem Umfang erfasst werden kann. Was ich wahrnehme wird von mir über meine Sensorien und meinen Verstand lediglich wahrgenommen und in mein Bild, oder als Physiker gesprochen, in meine Modelle abgebildet. Ich kann einordnen und gleichzeitig über die gleiche Sache in verschiedenen „Modellen“ denken (z.B. eine klassische und alternativ eine quantenmechanische Beschrei-

¹² Siehe z.B. Werner Heisenberg, *Naturwissenschaftliche und religiöse Wahrheit*, Rede gehalten vor der Katholischen Akademie in Bayern bei der Entgegennahme des Guardini-Preises am 23.03.1973, *Physikalische Blätter* **29**, 8, 229 (1973).
<https://doi.org/10.1002/phbl.19730290801>

bung). Das oft herangezogene physikalische Beispiel ist der Welle-Teilchen-Dualismus. Dieser ist in den Denkstrukturen eines jeden modernen Physikers in der Regel tief verankert. Ich weiß auch, dass ich ein Naturgesetz nie letztendlich vollumfänglich erfassen kann.

2. **Ich denke disruptiv.** Der „heilige Gral“ von uns Physikern ist ein Auffinden eines neuen Naturgesetzes, eines neuen physikalischen Phänomens oder eines neuen physikalischen Wirkungsmechanismus. Natürlich wollen wir Physiker dafür den Nobelpreis bekommen. Wir wollen zeigen, dass das neue Denken, also ein neues, vorgeschlagenes Modell, die alten Ansätze ablöst. Die Beispiele kennen Sie: die Quantenmechanik, welche die Newton'sche Denkweise ersetzt hat, die Urknall-Theorie, experimentell bestätigt durch die Entdeckung der kosmischen Hintergrundstrahlung durch Penzias und Wilson 1964, die Entdeckung der Gravitationswellen 2016, und vieles, vieles mehr.

Beide Denkstrukturaspekte, also das Denken in Modellen, und das disruptive Denken, müssen wir nun im Lichte der christlichen Denkstrukturen, also der religiösen Dimensionen beleuchten, und dann wird es interessant.

Ich fange mit dem ersten Punkt an, dem **Denken in Modellen**. Auf die religiöse Dimension hin bedeutet dies: Denkobjekte, wie die Dreifaltigkeit Gottes, die Nichtbegreifbarkeit Gottes, bereiten mir kein grundsätzliches Kopfzerbrechen. Es ist halt die Sicht auf das niemals vollumfänglich zu verstehende Objekt „Gott“ von verschiedenen Seiten, oder, als Physiker gesprochen, über verschiedene „Modelle“.

Das Denken in Modellen findet sich, wenn auch in andere Sprache gekleidet, in der Theologie wieder. Dort spricht man von Bildern und Gleichnissen. Das häufige Auftreten der Zahl Drei, z.B. im Begriff des dreieinigen Gottes, zeigt dies beispielhaft. Das Denken in Modellen und insbesondere das Denken von Modellgrenzen wird auch sehr schön in der berühmten Parabel des kleinen Jungen am Meer be-

schrieben: Der Junge schöpft Wasser aus dem Ozean in eine kleine Grube. Augustinus begegnet ihm, und der Junge erklärt ihm, eher sei es für ihn möglich, auf diese Weise den Ozean leer zu schöpfen, als für Augustinus, in seinem geplanten Buch über die Dreifaltigkeit auch nur den kleinsten Teil der Geheimnisse der Dreifaltigkeit zu erklären.

Zum zweiten Punkt, dem **disruptiven Denken**: Ich nehme wahr, dass ich mich in meinen Denkstrukturen vielleicht innerhalb von theologischen Gedankengebäuden, aber sicherlich nicht in konservativ-geprägt, katholischen Denkstrukturen bewege.

Der Gegensatz von disruptivem Denken ist das **Denken in Ewigkeitsstrukturen**. Man möchte das Bewährte herüberretten in die Zukunft. Die Zukunft wird damit nicht, wie bei disruptiven Denkansätzen, etwas Besseres, vielleicht gar völlig Neues, sondern soll das Bewährte der Vergangenheit im besten Falle fortsetzen, also bewahren, vielleicht auch wiedererstehen lassen.

Dieser Gegensatz hat, und das kann ich hier nur sehr entfernt streifen, tiefste kulturhistorische Dimensionen. Disruptives Denken ist stark in unseren westlichen Kulturen verankert. Der Satz „*Unsere Kinder sollen es besser haben*“ ist ein schönes prototypisches Beispiel. Hingegen setzen asiatische Kulturen und besonders auch slawische Kulturen sehr stark auf eine rückwärtsgewandte Verklärung und Restitution der Geschichte. Ein Beispiel: Putin wird inszeniert und von weiten Teilen der russischen Bevölkerung wahrgenommen als ein neuer Zar. Man nimmt hier sogar Bezug auf die Rus als das geschichtliche Zentrum der Entstehung von Russland in Kiew, eingebunden ist die russisch-orthodoxe Kirche. Weitere Beispiele finden sich in China und anderen asiatischen Kulturen.

Wer dies nachlesen möchte: es gibt ein äußerst interessantes Buch von *Timothy Snyder* einem US-amerikanischer Historiker: „Der Weg in die Unfreiheit“. Der Autor lehrt derzeit an der Yale-Universität in den USA.

- Als **Politik der Unausweichlichkeit** bezeichnet Snyder die in westlichen Demokratien verbreitete Annahme, die Zukunft sei lediglich eine ausgebauten Version der Gegenwart. Globalisierung, Demokratie und Kapitalismus führen demnach zum gesellschaftlichen Idealzustand. Disruptive Entdeckungen in der Physik sind in diesem Sinne genau eine Manifestation der Unausweichlichkeit, denn man entdeckt ja etwas, was schon da ist, was bisher nur noch nicht erkannt worden ist.
- Unter **Politik der Ewigkeit** versteht Snyder hingegen die Ausrichtung aller Politik auf eine vermeintlich glorreiche Vergangenheit, die es zu verlängern gilt. In der Politik ist dies übrigens das Konzept von Populisten und Autokraten. Was nicht in solch pseudohistorische Narrative passt, wird ignoriert - oder einfach, wie im Sommer 2018 von einem AfD-Vertreter, Herrn Gauland vorgeführt, als „Vogelschiss in der Geschichte“ abgetan.

Also, Wissenschaft ist grundsätzlich primär disruptiv denkend angelegt. Und die Religion? Der Kreuzestod Christi ist ein äußerst disruptives Ereignis gewesen. Ich denke, wir dürfen ihn als den disruptivsten Moment der Kirchengeschichte einordnen, ähnlich wie den Urknall in der Physik.

Christus fordert beständig radikale Disruptivität, nämlich die Aufgabe des bisherigen Lebens: Immer wieder im Neuen Testament fordert er: „folge mir nach“. Etwa in Mt. 9,9: *Als Jesus die Straße entlangging, sah er Matthäus in seiner Zollstation sitzen. „Komm mit und folge mir nach“, sagte er zu ihm. Und Matthäus stand auf und folgte ihm nach.* Wir finden die Aufforderung „Komm mit und folge mir nach“ mindestens zehnmal im Evangelium.

Jedoch, ich merke, der Begriff „disruptiv“ ist gerade in der Kirchengeschichte nicht unbedingt positiv besetzt. Die Kirche arbeitet vorrangig bewahrend, Disruptivität vermeidend, bis in den Sprachgebrauch und in die aktuelle Kirchenpolitik hinein. Die Ideale der Kirche sind die Ideale der Ewigkeit.

„Disruptiv“ bedeutet in den Wissenschaften auch „nach vorne“. Das Wort adressiert das Ersetzen des bisherigen durch eine neue Sicht, durch ein neues Verständnis, durch neue Vorhersagen und dadurch auch neue Anwendungen schaffend. „Bewahrend“ bedeutet das jetzige aus dem bisherigen zu verstehen, im bisherigen zu begründen, also eine historisch rückwärts orientierte Bewahrung des Bewährten und Betonung des Ewigen.

Die Kultur, Dinge immer wieder und sehr grundsätzlich in Frage zu stellen, ist daher ein Grundelement des Denkens eines Naturwissenschaftlers. Aber es ist auch eine Kultur, die im gegenwärtigen kirchlichen Denken, so nehme zumindest ich es wahr, nicht hochgeschätzt ist.

Nun nach dieser kleinen Ausschweifung ins eher Grundsätzliche zurück zu unserem Kernthema.

Ich als Physiker

- erfahre immer wieder Probleme an der Schnittstelle Religion - Welt. Diese gilt es wohl auszuhalten in gegenseitiger Achtung der Disziplinen - wobei Achtung nicht mit Akzeptanz gleichgesetzt werden darf. Das hier gerne herangezogene, leider auch sehr krasse Beispiel: Das Dogma der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel vom 1. November 1950, welches meines Wissens das einzige Dogma ist, welches die dem Papsttum erst im Jahr 1870 verliehene Unfehlbarkeit beansprucht. 1950, 1870: Das waren alles Daten der Neuzeit, spät, spät nach der Aufklärung, welche doch gerade für die Naturwissenschaften eine so spannende Zeitperiode war! Was lief in diesen Jahren nur alles auseinander?

Ich erläutere jetzt nicht die durchaus nachvollziehbaren zeithistorischen kirchenpolitischen Argumente, die zu diesem Dogma führten. Aber ich möchte anmerken, und so etwas beschäftigt mich, dass es offenbar nicht gestört hat, diese vor dem Ewigkeitsanspruch der Kirche bestehen zu lassen. Ist die Kirche also offensichtlich doch nicht auf Ewigkeit angelegt und darf sie derart stark den jeweiligen Zeitströmungen ausgesetzt werden?

Wieso kann die Kirche bei solchen Entscheidungen solch kurzfristigen Vorteilen folgen, vermutlich sehr wohl wissend, dass diese nicht über die momentane Zeit hinaus argumentativ Bestand haben können? Hat etwa gar ein argumentativer Bestand zurückzutreten hinter den Ewigkeitsaspekt im Snyder'schen Sinne? Denn was die Kirche gerne versucht, ist, wie hier, den Deckel der Ewigkeit drauf zu legen. So etwas kann ein Physiker nie akzeptieren, und ich sehe dies durchaus als eine Bruchstelle zum modernen, naturwissenschaftlich orientierten Denken.

Ich als Physiker

- stehe in Demut vor dem riesigen Wissensgebäude, welches die modernen Naturwissenschaften geschaffen haben, und welches viel größer ist als die von unseren Sinnen erfassbare Welt. Diese Welt ist so viel größer, als die Welt, die uns im normalen Leben begegnet. - vom Urknall, hin zu Quarks hin zur Diskussion von schwarzen Löchern bis hin zu Multiversen, also vielen parallel existierenden Universen. Man denke nur daran, wie dünn die Lebensschicht, also die Atmosphäre und der nutzbare Boden unseres Planeten ist. Man mache sich klar, wie wenig Volumen unsere Lebenssphäre bezogen auf das Gesamtvolumen der Erde hat, des Sonnensystems, der Milchstraße, des Universums oder gar des Multiversums. Und dabei, das möchte ich auch anmerken: überall und immer, also schon im Urknall, gelten die gleichen, unveränderlichen physikalischen Gesetze!

Ich als Physiker

- reibe mich an so vielen Unwissenschaftlichkeiten, die unser Leben und auch das religiöse Leben durchdringen. Das fängt in unserem Leben an mit Homöopathie, also den sprichwörtlich viertelgeteilten Atomen von Wirkstoffen pro Wasserglas. Es gibt die unselige Impfdiskussion. Es gibt eine in den Kirchen geführte artifizielle Diskussion, wann genau Leben beginnt, was eine vernünftige Handhabung einer künstlichen Herbeiführung einer Schwangerschaft erschwert. Viele dieser Diskussionen erinnern mich übrigens schmunzelnd

daran, dass auch mal zu früheren Zeiten¹³ „wissenschaftlich“ mit großem intellektuellem Aufwand erörtert wurde, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz haben.

Ich als Physiker

- amüsiere mich zum Beispiel sehr über die theologische Diskussion um die Einzigartigkeit des Menschen. Historisch starb der Neandertaler gerade einmal erst vor 30'000 Jahren aus. Bei einem Erdalter von 4.5 Milliarden Jahren machen diese 30'000 Jahre den Betrag von 1 Teil in 150'000 Teilen aus, dies entspricht 1 Meter auf 150 Kilometer. Der Neandertaler konnte sich mit dem Menschen paaren. Was waren das für Geschöpfe? Wie sähe die Bibel aus, wenn in biblischen Zeiten noch Neandertaler, also zusammen mit den Menschen zwei denkende Wesensarten gleichzeitig gelebt hätten? Wobei der Neandertaler viel feinfühlicher, sensibler gewesen sein muss als der Mensch, nur war seine Reproduktionsrate zu gering. Es gibt sogar den Fund von Knochenflöten aus Mammutelfenbein in einer Höhle auf der Schwäbischen Alb, 37'000 Jahre alt. Es gab also Ansätze von dem, was wir heute als Kultur verstehen. Überhaupt, wie denken wir dies in Anbetracht der Abermilliarden Welten, die draußen im Weltall existieren können, wahrscheinlich einige von ihnen bewohnt?¹⁴

Ich als Physiker

- denke auch darüber nach, wie mit all den technischen Möglichkeiten, welche sich uns zunehmend eröffnen, die Zukunft der Menschheit aussehen könnte. Wie stehen wir als naturwissenschaftlich und gleichzeitig religiös denkende und fühlende Menschen Entwicklungen wie dem Transhumanismus gegenüber? Gerade den Transhumanismus, fußend auf den enormen technischen Entwicklungen,

¹³ Erstmals im 14. Jahrhundert erwähnt. Das Beispiel fand Verbreitung durch das Gedicht *Scholastikerprobleme* von Christian Morgenstern

siehe <http://gutenberg.spiegel.de/buch/325/54/>

¹⁴ Siehe z.B.: Michael Seewald, *Christ, der Retter ist da?*

Christ in der Gegenwart Nr. 51 (2019), S. 565

sehe ich als eine ganz große Herausforderung im Diskurs mit den Religionen. Diese Entwicklungen werden kommen, ja, sie sind zum Teil sogar schon da, ob wir es wahrnehmen wollen oder nicht. Wie integrieren wir dies in unser Leben, auch in unser religiöses Leben, und wie gestalten wir so unsere nächsten Generationen? Ich berühre hier weitere, sehr wichtige Fragen, auf die ich aus Zeitgründen nicht weiter eingehen kann, nämlich zum Beispiel nach der Rolle einer Ethik, welche die Schnittstelle zwischen Religion und (intrinsisch ethikfreier) Naturwissenschaft bildet, also Religion als Grundlage der Ethik.¹⁵

Wie halte ich das aus?

- Dadurch, dass ich das Licht dahinter sehe, den Schöpfungsplatz. Diesen kann ich nie naturwissenschaftlich vollumfänglich erfassen, allein schon wegen der Endlichkeit aller Dinge, der Zeit- und Raumskalen, und meiner beschränkten Wissens- und Erkenntniskapazität. Das passt sicherlich in die Kategorie Gott als Schöpfer der Welt. Darüber hinaus gibt es die ganz zentrale Frage, auf die es keine naturwissenschaftliche Antwort gibt: gibt es einen persönlichen Gott, wo ist er? Und, bei aller Unsicherheit in der Beantwortung dieser zentralen Frage: wie lasse ich mich, wenn ich denn möchte, auf ihn ein und wie gestalte ich mein Leben mit ihm?
- Ich mache mir das viele Gemeinsame von Religion und Physik klar. Beispiel: das Denken in Modellen. Wie ich eben schon ausführte, findet sich dies zutiefst in der Religion. Die Dreifaltigkeit als Modellbeschreibung von Gott ist so ein Beispiel, man denke auch an Augustinus und die erwähnte Parabel vom Knaben am Meer.
- Ich mache mir den grundlegenden Spagat zwischen Naturwissenschaften und Religion klar. Nur Klarheit kann einen vor der unseligen Vermengung religiöser und naturwissenschaftlicher Argumente

¹⁵ Werner Heisenberg: *Der Teil und das Ganze*. R. Piper & Co. Verlag (1969)

bewahren. Ich verfolge über meine Frau die Diskussion um feministische Theologie. Wie gehe ich um mit dem Argument einer historisch bis heute präsenten machtzentrierten Filterung, getrieben durch die anzutreffenden Machtverhältnisse in der jeweiligen Zeit? Ich lege dies neben die Entwicklung der Wissenschaft. Wissenschaft hat einen sehr klaren Imperativ, nämlich die Suche nach einer möglichst gut funktionierenden Beschreibung mit großer prädikativer Qualität. Apropos „Machtzentrierte Filterung“: ich bitte Sie, gerne als weitere „Hausaufgabe“, den ganzen Themenkomplex „Maria 2.0“ einmal mit den hier von mir vorgetragenen Gedanken abzugleichen.

- Naturwissenschaftliche Forschung ist im Kern frei, auch wenn sie politischen und finanziellen Randbedingungen unterliegt. Diese Forschung ist daher ohne grundsätzliche Angst. Anders ist es doch immer wieder aufflackernd in der Religion. Ich meine, unsere Zeit ist auch dadurch charakterisiert, dass der sogenannte „normale Mensch“ anscheinend nicht mehr an den religiösen Kern herankommt.

Auch als Physiker bin ich natürlich zunächst einmal ein Kind meiner Zeit. Aber dieses „Physiker-Kind“ hat einen starken Zukunftsbezug. Als Physiker habe ich gelernt, meine Zeit kritisch zu analysieren und die Aspekte zu erkennen, die, wenn erforderlich, mit disruptiven Ansätzen einer Änderung bedürfen. Ich finde den Gedanken: „positiv, mutig disruptiv zu leben um den ewigen Naturgesetzen nahe zu kommen“ ein gutes Lebensmotto für einen Physiker. Der Gedanke spiegelt sich im Christentum im Aufruf zur disruptiven Nachfolge Christi vor dem Hintergrund eines ewigen Gottes.

Wenn Theologie und Glauben beide einen Platz in mir beanspruchen sollen, dann müssen sie auch vor den genannten Kriterien bestehen. Ich habe ausgeführt, dass sie das im Grundsatz können. Jedoch: Ansprüche an meinen Glauben, welche mit meinem physikalischen Weltbild, also der Grundannahme einer modellmäßigen Beschreibung der Naturvorgänge mit Vorhersagekraft widersprechen, könnte ich nicht in mein Leben integrieren. Aber so kann ich leben und erfah-

ren, dass auch trotz der heute Abend adressierten Verschiedenheiten in der Physik und in der christlichen Religion gilt, um mit dem Eingangszitat von Max Planck zu sprechen: *“Wissenschaft und Glaube sind keine Gegensätze; sie ergänzen und bedingen einander.”*

Rednerinnen und Redner

Hannelore Bähr (*1961), Schauspielerin am Pfalztheater Kaiserslautern, Studium der Theaterwissenschaften, Germanistik und Pädagogik, Schauspielausbildung in Hamburg, Dozentin für Schauspiel an VHS und HHG Kaiserslautern

Prof. Dr. Georg von Freymann (*1972), Physiker, Leiter der AG Optische Technologien und Photonik, Fachbereich Physik der TUK, ehrenamtliche Mitarbeit im Presbyterium der Kaiserslauterer Stiftskirchengemeinde und in der Bezirkssynode

Prof. Dr. Burkard Hillebrands (*1957), Experimentalphysiker und Professor für Physik an der TUK, Leiter der AG Magnetismus, von 2006 bis 2014 Vizepräsident für Forschung, Technologie und Innovation

Corinna Hirschberg (*1970), Theologin, Bundesstudierendenpfarrerin in der ESG-Bundesgeschäftsstelle in Hannover, von 2005 bis 2015 Pfarrerin der ESG Bielefeld, ab 2012 Präsidium der Bundesstudierendenpfarrkonferenz (BSPK)

Domdekan Dr. Christoph Maria Kohl (*1955), Theologe, 1994-2004 Hochschulpfarrer an der TUK, 2004-2019 Leiter der Hauptabteilung II „Schulen und Hochschulen“ im Bischöflichen Ordinariat Speyer, seit 2019 Domkustos

Kirchenpräsident i.R. Dr. Ishak P. Lambé (*1946), Vorsitzender der Indonesischen Bibelgesellschaft (IBS), Jakarta, Studium in Indonesien und Deutschland, emeritierter Präsident der evangelischen Toraja-Kirche, ehemals Vorsitzender des Indonesischen Kirchenrates (PGI) und Senator a.D.

Univ.-Prof. Dr. rer. nat. Mathias Montenarh (*1950), Seniorprofessor für Biochemie und Molekularbiologie an der Universität des Saarlandes (UdS), 2004-2006 Dekan der Medizinischen Fakultät in Homburg/Saar, seit 2006 Vorsitzender der Paul-Fritsche-Stiftung/Wissenschaftliches Forum

Prof. em. Dr. Dr. h.c. mult. Helmut Neunzert (*1936), Mathematiker, Professor für mathematische Grundlagen von Physik und Technik an der TUK, Aufbau der deutschen Industriemathematik und Mitbegründer des Fraunhofer Instituts für Techno- und Wirtschaftsmathematik (ITWM), Kaiserslautern, Ruhestand am Chiemsee

Rev. Dr. Diks Pasande (*1967), Theologe, ehemaliger Präsident der indonesischen Kirche in Luwu/Sulawesi und Mitarbeiter der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS), Stuttgart, Dozent am Theological Seminary of Eastern Indonesia (STT Intim), Makassar

Dr. Christoph Picker (*1966), Theologe und Kirchenhistoriker, seit 2008 Direktor der Evangelischen Akademie der Pfalz, Landau, mit den Schwerpunkten gesellschaftspolitische Orientierung, Theologie, Zeitgeschichte und Erinnerungskultur, zuvor Gemeindepfarrer in Ludwigshafen

Hermann Preßler (*1949), Theologe, Gemeindepfarrer, Auftrag für kirchliche Publizistik in Hörfunk und Fernsehen, 1995 stellvertretender evangelischer Rundfunkbeauftragter beim WDR, 2005-2014 Rundfunkbeauftragter beim SR in Saarbrücken

Prof. Dr. Arnd Poetzsch-Heffter (*1959), Präsident der TUK, 2014-2020 Vizepräsident für Forschung und Technologie, Professor für Softwaretechnik, Studium an der Technischen Universität München (TUM) und der Cornell University/USA, 2002 Ruf nach Kaiserslautern

Dr. h.c. Christian Schad (*1958), Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche der Pfalz (Prot. Landeskirche) seit 2008, zuvor Pfarrer in Weingarten und Studierendenpfarrer in Germersheim, Theologischer Referent im Landeskirchenrat Speyer, Dozent in Landau und Oberkirchenrat

Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Josef Schmidt (*1953), Präsident der TUK 2002-2020, Professor für Zoologie, Hochschulfunktionär, Studium in Münster und Bloomington/USA, 1998-2002 Vizepräsident der TUK

DDr. Stefan Seckinger (*1976), Theologe und Psychologe, Hochschulpfarrer und Leiter der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) Kaiserslautern seit 2017, Co-Leitung des ökumenischen ESG/KHG-Zentrums Homburg/Saar

Eckart Stief (*1954), Theologe und Politikwissenschaftler, Studierendenpfarrer und Leiter des ESG-Zentrums Kaiserslautern bis 2020, Co-Leitung des ökumenischen ESG/KHG-Zentrums Homburg/Saar von 2014-2020

Univ.-Prof. Dr. Gabi Troeger-Weiß (*1958), Fachbereich Raum- und Umweltplanung der TUK, Lehrstuhl für Regionalentwicklung und Raumordnung, Schwerpunkt Entwicklung und Management, seit 2003 Mitglied im Frauenausschuss der TUK

Dr. Dieter Wagner (*1946), Chemiker, Vorsitzender des Kuratoriums der TU Kaiserslautern, Leitungsposition in der BASF, Leiter Personalwesen in Ludwigshafen und Argentinien, zuletzt Vorstandsvorsitzender und Arbeitsdirektor der Knoll AG

Dr. rer. nat. Klaus Weichel (*1955), Oberbürgermeister der Stadt Kaiserslautern seit 2007, Mitglied der SPD, zuvor Studium der Biologie an der TU Kaiserslautern und Wiss. Mitarbeiter, von 2000 bis 2007 Präsident der Struktur- und Genehmigungsdirektion Süd in Neustadt/Weinstraße

Dr. Karl-Heinz Wiesemann (*1960), Theologe, seit 2008 Bischof von Speyer, zuvor Propst der Pfarrei St. Petrus und Andreas in Brilon



Evangelische Studierendengemeinde - Katholische Hochschulgemeinde

Die Evangelische Studierendengemeinde und die Katholische Hochschulgemeinde (ESG und KHG) sind Bildungs- und Begegnungszentren an Universität und Hochschule in Kaiserslautern und Homburg. Das ESG-Zentrum und die KHG verstehen sich als aufgeschlossene, am Wissenschaftsdiskurs interessierte Gemeinschaften angehender Akademiker*innen. Sie sind Orte der Begegnung, an denen Seelsorge, Begleitung und persönliche Gespräche stattfinden.

Die ökumenischen Angebote umfassen

- Universitätsgottesdienste und Andachten
- akademische Gesprächsrunden und Vorträge
- internationale/ökumenische Begegnungen
- interkulturelle und interreligiöse Projekte
- Seelsorge und Beratung für Studierende und Lehrende
- Unterstützung und Beratung für ausländische Studierende

ESG und KHG laden Menschen an Universität und Hochschule

mit ihren unterschiedlichen Prägungen, Interessen und Bedürfnissen ein und verwirklichen Formen von christlicher Gemeinschaft, Kommunikation, Information und Meinungsbildung. Die Hochschulgemeinden stellen sich dabei Lebens-, Glaubens- und Sinnfragen auf ökumenischer Basis.

www.khg-kl.de



www.uni-kl.de/esg



